DAS BESTE
JAHRGANG 6 *aus* Reader's Digest SEPTEMBER 1953
Artikel und Buchauszüge von bleibendem Wert

Sieg über das Leid

Aus The Atlanta Journal und Constitution Magazine

von Catherine Marshall

Als Peter Marshall noch Geistlicher an der presbyterianischen Westminster-Kirche in Atlanta in Georgia war, waren wir mit einer Frau befreundet, die viel Schweres durchgemacht hatte. Peter und ich waren jung, sehr verliebt und ganz erfüllt von unserem jugendlich-feurigen Glauben an die Güte Gottes. Unsere Freundin sah uns oft nachdenklich an und meinte:

„Ihr habt alle beide noch kein wirkliches Unglück erlebt, aber früher oder später wird es auch zu euch kommen. Ich bin gespannt, ob ihr dann noch ebenso denkt wie heute."

In den folgenden Jahren bekamen auch wir unser Päckchen zu tragen — mancherlei Krankheit und schließlich den frühen Tod meines Mannes im Alter von siebenundvierzig Jahren. Trotzdem denke ich heute genau so wie damals, ja eigentlich ist mein Glaube an Gottes Liebe, seitdem ich die Prüfung bestanden habe, stärker denn je.

Irgendein Unglück, insbesondere der schmerzliche Verlust eines Angehörigen, bleibt keinem Menschen erspart. Ich habe nach dem Tode meines Mannes viele Briefe bekommen, in denen es hieß: wie kann man einen solchen Schicksalsschlag ertragen? Was soll man tun, um sich seinen Glauben zu erhalten und sein Leben wieder aufzubauen? Ich möchte aus einem dieser Briefe eine Stelle

Catherine Marshall ist die Witwe Peter Marshalls, des in weiten Kreisen bekannt und beliebt gewesenen Pfarrers des amerikanischen Senats. Sie hat eine Biographie ihres Mannes geschrieben — *A Man Called Peter* —, die in den Vereinigten Staaten anderthalb Jahre lang ein Bestseller war und eine Auflage von über 375 000 Exemplaren erreicht hat. Ein Auszug dieses Buches ist im November 1952 in unserer Zeitschrift unter dem Titel *Ein Mann namens Peter* erschienen.

zitieren, die typisch ist für die verständliche menschliche Reaktion auf einen schmerzlichen Verlust:

„Meine Frau ist vor drei Jahren gestorben. Wie ich die qualvolle Trennung von ihr in der Zwischenzeit ertragen habe — ich weiß es nicht. Man sagt immer: ‚Die Zeit heilt alle Wunden', aber in meinem Falle wird der Schmerz von Tag zu Tag schlimmer.

Ich habe versucht, mich in die Arbeit zu stürzen und in einem sechzehnstündigen Arbeitstag Vergessen zu finden. Aber ohne sie kommt mir alles sinnlos vor. Ich habe zu beten versucht, aber meine Gebete scheinen nur bis zur Zimmerdecke aufzusteigen und wieder auf mich herabzusinken. Welchen guten Zweck kann Gott damit verfolgen, daß er sie von mir nahm und mich allein zurückließ?"

Wohlgemerkt, ich habe mit allen, die etwas Derartiges durchgemacht haben, tiefstes Mitgefühl. Das Leid ist eine Verwundung des inneren Menschen, die nicht weniger real ist als eine körperliche Verletzung. Nach einiger Zeit gelingt es vielleicht, in der Arbeit für einige Stunden Vergessen zu finden. Aber die kleinsten Dinge können den Schmerz wieder wachrufen: beim Öffnen einer Schublade fällt einem eine Weihnachtskarte mit der wohlbekannten Schrift in die Hand, oder man sieht eine Gestalt, die von weitem an den geliebten Menschen erinnert, vielleicht, weil sie einen ähnlichen weichen Filzhut trägt wie er. Und plötzlich kehrt der alte Schmerz mit schneidender Schärfe zurück.

Aber bei allem Mitgefühl habe ich doch gelernt, daß der erste wirklich hilfreiche Schritt in der Erkenntnis besteht, daß ein derartiger Schmerz im Grunde etwas Egoistisches ist. Die meisten trauern nicht um das so plötzlich abgebrochene Glück des Verstorbenen, sondern um den eigenen Verlust, um die eigene Einsamkeit. Fast jeder Schmerz enthält ein wenig Selbstmitleid. Sobald man sich offen eingesteht, daß dieses Selbstmitleid eine Sünde ist, hat man das Gefühl, als öffnete sich ein Fenster und frische Luft strömte in einen muffigen Raum. Wir müssen mit unserem Egoismus genau so verfahren wie mit anderen Sünden: wir müssen ihn vor Gott bekennen und um die göttliche Vergebung und Erlösung beten. Eine solche Beichte erfordert unnachsichtige Strenge gegen sich selbst, wie wund das Herz auch sein mag, aber sie wirkt heilender als alle Teilnahme, die uns von anderen bezeugt wird.

Jeder Hinterbliebene muß eine Zeit quälender Fragen und Selbstvorwürfe durchmachen: „Ich hätte mitfühlender und verständnisvoller sein sollen. Warum habe ich ihm nicht mehr Liebe und Dankbarkeit gezeigt, als er noch lebte?" Aus solchen Selbstvorwürfen gibt es einen gesunden Ausweg: mit den Gewissensbissen über vergangene Fehler und Unterlassungen sollte man ebenso verfahren wie mit dem Selbstmitleid; man sollte sie gewissenhaft vor

Gott bekennen, um seine Vergebung zu empfangen, und sie dann vergessen, wie sie auch von Gott vergeben und vergessen werden.

Nur wenige Menschen können solchen unbarmherzigen Selbstvorvorwürfen ausweichen. Die einzige gesunde Reaktion darauf ist die, das Leben so zu nehmen, wie es ist, und nicht irgendeinem Wunschbild nachzuhängen. Denn Gott, wie ich ihn kenne, ist ein realistischer Gott, und er erwartet auch von uns, daß wir Realisten sind.

Ich frage mich oft, wie Menschen, die in glücklichen Zeiten nichts von Gott wissen wollten, Kummer und Unglück überstehen. Ich selber habe im Unglück die Erfahrung gemacht, daß Gott durch nichts zu ersetzen ist. Jeder Kummer ist eine Krankheit der Seele, und es gibt keinen anderen Seelenarzt als Gott.

Aber — so fragt der Schreiber des oben zitierten Briefes — „welchen guten Zweck kann Gott damit verfolgen, daß er sie von mir nahm und mich allein zurückließ?"

Das Problem des Übels in der Welt — warum läßt ein gütiger Gott Unschuldige leiden? — begleitet uns durchs ganze Leben. Ich weiß auf diese Frage auch keine Antwort. Aber wir sollten bedenken, daß überall auf unserer alten Erde der böse Feind lauert. Krankheit und Tod sind seine Gesandten — nicht die Boten eines liebenden Vaters. Trotzdem glaube ich, daß Gott, als er jene Frau zu sich nahm, eine Absicht hatte, die letzten Endes kraft seiner Allmacht zum Guten führen wird.

Zugegeben: der nächste aufbauende Schritt erfordert Mut und Glaubensstärke; es kommt darauf an, nicht weinend vor der verschlossenen Pforte seines Kummers stehenzubleiben, sondern nach einer offenen Tür zu suchen, nach einem neuen, schöpferischen Ziel. Denn Gott ist der ewige Schöpfer und kann niemals negativ sein. Wenn wir seinem Willen folgen (und nur dann werden unsere Gebete Erhörung finden), können wir gar nicht anders als ein positives, schöpferisches Leben führen. Denn Gott wird unsere gebrochenen Herzen dadurch aufrichten, daß er uns eine lohnende Aufgabe in dieser Welt gibt.

Es hat eine Zeit gegeben, in der ich das Leben ohne meinen Mann nicht lebenswert fand. Heute kann ich ehrlich bezeugen, daß ich wahrhaft glücklich und wirklich zufrieden bin. Dieses Glück tut Peters Andenken keinen Abbruch: genau so wollte er mich haben.

Wie es dazu gekommen ist? Wie schon gesagt: ich nahm meine Zuflucht zur Beichte vor Gott und betete, er möge mein tragisches Geschick, das ich nicht zu verstehen vermochte, „letztlich zum Guten führen". Und Gott erhörte mein Gebet auf wunderbare Weise.

Während einer langen Krankheit hatte ich einmal in mein Tagebuch geschrieben: „Einer meiner sehnlichsten Träume ist, schreiben zu können. Wie gern würde ich durch schriftstellerische Arbeit meinen Beitrag

leisten für meine Zeit, für meine Generation."

Es war noch kein Monat nach Peters Tod vergangen, da geschah es, daß Gott mir den Stift in die Hand zu drücken und zu sagen schien: „Raff dich auf und fang an zu schreiben. Trage dein Scherflein bei, und ich will deine Arbeit segnen." Und wirklich: sein Segen ruhte so offensichtlich auf meinen schriftstellerischen Versuchen, wie ich es nicht hatte ahnen können.

Meine neue Tätigkeit brachte ein noch schöneres Wunder mit sich: ich fühlte mich mit Peter so eng verbunden wie nie zuvor. Kraft Gottes Güte findet Peters geistliches Wirken auf Erden eine Fortsetzung in meiner schriftstellerischen Arbeit. Viele Leser meines Buches über Peter bezeugen, daß seine Worte und das Beispiel seiner Taten ihnen entscheidend geholfen haben. So hat sich seine geistliche Wirksamkeit noch im sogenannten „Tode" erweitert, vertieft und „unendlich vervielfacht".

Und als letzte Krönung des göttlichen Segens habe ich langsam, fast unmerklich das sichere Gefühl gewonnen, daß ich noch immer geliebt und von Zärtlichkeit umgeben bin. Dafür gibt es keine Erklärung. Ich weiß nur, daß es sich dabei um etwas ganz Reales handelt, daß es die trostreichste und stärkendste Kraftquelle meines Lebens geworden ist.

Man glaube nicht, daß ich einen besonderen Einzelfall darstelle. Die Hilfe, die ich erflehte, wartet auch auf euer Gebet. Vielleicht erhört Gott euch in einer anderen Form als mich. Die Antwort auf eure Gebete wird dem entsprechen, was euch not tut und was ihr euch erträumt; es wird die Antwort eines Gottes sein, der jeden einzelnen liebhat.

Haarspalterei

Ein Mann, dessen Haar sich zu lichten begann, wollte sich die Haare schneiden lassen, kam dabei aber an einen Friseur, der statt dessen unbedingt die Spitzen absengen wollte. Das kostete das Doppelte. „Sehen Sie", erklärte der Friseur, „jedes Haar ist ein kleines Röhrchen, das an der Schnittstelle gewissermaßen blutet. Es wird daher schwächer, je öfter Sie sich die Haare schneiden lassen. Wenn man aber die Haarspitzen absengt, schließen sich die Enden, und das Haar bleibt kräftig."

„Wie erklären Sie dann, daß das Haar an meinem Kinn immer kräftiger wird, obgleich ich es seit fünfundzwanzig Jahren jeden Morgen rasiere?"

„Das ist ganz leicht zu erklären", entgegnete der Friseur. „Sie gehören eben nicht zu denen, für die diese Geschichte erfunden worden ist." R.R.

Flugboote mit Düsenantrieb

Von Francis und Katharine Drake

Amerikanische Luftfahrtsachverständige wurden vor einiger Zeit an der Bucht von San Diego in Kalifornien Zeugen eines fluggeschichtlichen Ereignisses. Draußen auf dem Wasser brach plötzlich die Hölle los. Zuerst vernahm man ein rasch anschwellendes Donnergetöse. Dann sah man einen gewaltigen Gischtstrahl, der sich an einen durch die Flut schießenden Gegenstand heftete. Wenige Sekunden später riß sich dieser Gegenstand aus dem Sprühregen heraus und raste himmelwärts. Man hätte meinen können, ein sagenhaftes Ungeheuer wäre zum Leben erwacht. In Wirklichkeit war es der erste Start eines Düsenkampfflugzeuges vom Wasser aus, der erste Start des „Seepfeils", einer streng geheimgehaltenen Konstruktion der Convair-Flugzeugwerke.

Dieser erfolgreiche Versuchsflug verkündete einen luftfahrttechnischen Wendepunkt: die Wiedergeburt des schon fast in Vergessenheit geratenen Flugbootes. Er bedeutete zugleich die Krönung der fünfzehnjährigen Forschungsarbeit eines einzelnen, des Flugbootkonstrukteurs Ernest G. Stout von den Convair-Werken.

Wer die Größe der Stoutschen Leistung ganz ermessen will, muß sich einmal in die Tage zurückversetzen, wo das Wasserflugzeug allmählich von der Bildfläche verschwand. Jene berühmten Maschinen, die in den dreißiger Jahren die Luftwege über den sieben Meeren erschlossen, hatten mächtige, ungefüge Rümpfe und geschwindigkeitshemmende Stützschwimmer. Sie wurden von Landflugzeugen ver-

drängt, die schnittiger waren, schneller flogen und einen größeren Aktionsradius hatten. Die Flugbootkonstrukteure zerbrachen sich die Köpfe. Vergeblich. Zwar waren ihre Maschinen an Sicherheit und Zuverlässigkeit unübertroffen, doch schienen sie über eine gewisse Geschwindigkeit nicht hinauszukommen. Um 1943 hatten in Amerika alle Konstrukteure — bis auf einige wenige — das Flugbootproblem als hoffnungslos fallen lassen. Die Marineleitung aber wollte nicht aufgeben, und auf ihr Drängen setzten die Convair-Werke die Forschungsarbeiten fort. Ernest Stout erhielt den Auftrag, sich ganz dieser Aufgabe zu widmen.

Der junge Konstrukteur — damals noch keine dreißig Jahre alt — hatte sich der Flugbootidee mit Haut und Haaren verschrieben. Die Tatsache, daß die Erdoberfläche zu vier Fünfteln aus Wasser besteht, gab ihm die Vision unbegrenzter, von der Natur fix und fertig gelieferter Flughäfen. Fast alle Weltstädte liegen an Meeresküsten, Seen oder Strömen und verfügen damit über kilometerlange natürliche Gelegenheiten zum Starten und Wassern. Wozu also Unsummen für Bau und Unterhaltung von Rollfeldern ausgeben, über denen die Flugzeuge bei Hochbetrieb unter Umständen lange Zeit in der Luft kreisen müssen, bis sie Landeerlaubnis bekommen?

Landflugplätze haben überdies oft den Nachteil, von Fabrik- und Wohnvierteln umschlossen zu sein, also keine Erweiterungsmöglichkeiten mehr zu bieten, wie das Düsenflugzeug sie erfordert, das bei seiner ungeheuren Landegeschwindigkeit doppelt so lange Betonbahnen benötigt, wie im allgemeinen vorhanden sind. Zudem ist der Düsenlärm beim Start so unerträglich, daß man die benachbarten Stadtviertel evakuieren müßte. Statt nun aber Flughäfen abzureißen, die Hunderte von Millionen verschlungen hatten, und neue Flughäfen weit außerhalb der Städte anzulegen, sollte man lieber — so sagte sich Stout — leistungsfähige Flugboote konstruieren und die überall vorhandenen Wasserflächen als Flughäfen nutzbar machen.

Eines Tages kam ihm eine Erkenntnis von grundlegender Bedeutung. Die geplante Konstruktion durfte nicht — einer fast vier Jahrzehnte alten Gewohnheit folgend — ein geflügeltes Boot sein; man brauchte nicht ein Boot, das fliegen, sondern ein Flugzeug, das schwimmen konnte. Der ungefüge Bootsrumpf von einst hatte hoch aus dem Wasser ragen müssen, damit die Propeller frei arbeiten konnten. Stout aber dachte nun an einen schlanken Stromlinienkörper, der auf dem unteren Teil der Tragfläche schwimmt. Auch dachte er sofort an Düsenantrieb. Die Triebwerke ließen sich in den Flügeln unterbringen, so daß kein schädlicher Widerstand auftrat.

Aus Tausenden von Reißbrettentwürfen entwickelte er schließlich ein höchst interessantes Flugzeug. Nach den Berechnungen war seine Maschine so gut wie unsinkbar. Sie

lag flach im Wasser. Die Tragflächen standen nicht wie angeklebt vom Rumpf ab, sondern waren mit ihm eins geworden. Man konnte bei diesem „Flügelrumpf" kaum sagen, wo der Rumpf aufhörte und der Flügel anfing. Schon seiner ganzen Bauform nach konnte man mit Überschallgeschwindigkeit rechnen.

Das alles war erst Theorie. Wie ließ sich am besten beweisen, daß ein „Flügelrumpf" wirklich flugfähig war? An diesem Punkt hatte Stout abermals einen revolutionären Einfall. Und dies ist ein Kapitel für sich. Seine Idee ermöglicht bei der Entwicklung neuer Flugzeugtypen enorme Einsparungen an Geld und Arbeit. Bisher haben die hohen Kosten einer großen Versuchsmaschine — fünf bis zwanzig Millionen Dollar — die Konstrukteure immer stark behindert. Außerdem beanspruchte schon der Bau einer solchen Maschine rund drei Jahre, die allmähliche Überwindung der Kinderkrankheiten weitere zwei Jahre.

Stouts Neuerung bestand darin, daß er freifliegende Modellflugzeuge baut, die ebenso gesteuert werden können wie ein großes, bemanntes Versuchsflugzeug, ein „Prototyp", wie man in amerikanischen Flugzeugwerken sagt. Man kann es Beanspruchungen und Gefahren aussetzen, die ein Mensch an Bord kaum überstehen würde. Der „Versuchspilot" des Modells bleibt unten und dirigiert sein Flugzeug durch alle denkbaren Flugphasen mit Fernsteuerung. Die wunderbar gearbeiteten Miniaturmaschinen, die im verkleinerten Maßstab genau ihrem Prototyp entsprechen, haben bis zu sechs Meter Spannweite, kleine Triebwerke und Treibstoffbehälter (aus Kupfer) und hochempfindliche Instrumente. Sie haben alles und können alles, was eine große Versuchsmaschine hätte und könnte. Sie rollen zum Start, heben ab, kurven, steigen und stürzen, sacken durch und machen gelegentlich auch Bruch. Bei einem Totalverlust braucht man aber nicht — wie bei einer großen Maschine — drei Jahre Bauzeit für einen Ersatz. Die kleinen Dinger sind in drei Monaten fix und fertig und kosten nicht 20 Millionen, sondern nur etwa 20 000 Dollar. Zwei Filmkameras, eine an Bord, eine auf dem Boden, halten alle Flüge in Zeitlupenaufnahmen fest.

Bei der Durchführung seines Flügelrumpf-Projektes konnte sich Stout mit immer wieder verbesserten Modellen, die insgesamt nur 200 000 Dollar kosteten, in kaum vier Jahren durch alle Versuchsstadien hindurcharbeiten. Mit Prototypen hätte er dazu dreißig Jahre gebraucht und rund 50 Millionen Dollar aufwenden müssen.

Bei den Versuchen zeigte sich jedoch, daß auch der „Flügelrumpf" den Fehler hatte, mit den Flanken beim Start mächtige Spritzwellen aufzuwerfen. Das war schon bei den alten Flugbooten so gewesen, Propeller und Kühlanlage hatten dabei immer viel Wasser abbekommen. Stout machte sich nun das Prinzip des

Kotflügels zunutze, der den von den Rädern hochgerissenen Straßenschmutz auffängt und zum Boden zurückbefördert. Der Flugbootrumpf bekam an beiden Seiten schmale, von vorn nach hinten durchlaufende Flossen, die beim Flug eingezogen wurden, damit sie die Geschwindigkeit nicht beeinträchtigten. Die Stoutsche Spritzwasserflosse hat in der Fachwelt viel Aufsehen erregt. Sie drückt das bei rascher Fahrt aufspritzende Wasser unter den Rumpf, hebt das Flugzeug an und überwindet den Sog zwischen Rumpf und Wasser.

Den ersten praktischen Erfolg hatte Stout dann mit einem von der amerikanischen Marine verwendeten Flugboottyp, einem langsamen viermotorigen Lastflugzeug. An einem Modell, das er in über 2000 Flügen erprobte, verbesserte er die Rumpfform dieses Typs immer mehr und erzielte schließlich Flugleistungen, die auf die Marineleitung großen Eindruck machten und sie zur Bestellung einer Großausführung veranlaßten. Beim Probeflug zeigte sich, daß der Prototyp dieselben hervorragenden Eigenschaften besaß wie das Modell. Die Marinesachverständigen wollten ihren Augen nicht trauen, als sich der 72-Tonnen-Riese mit voller Ladung schon nach dreißig Sekunden aus dem Wasser hob und dann schneller flog als ein Jagdflugzeug des zweiten Weltkrieges.

Für Stout war dies aber nur ein Auftakt. Er beschloß, seine Theorien nunmehr an der schnellsten Maschine der Welt zu erproben, dem „Deltaflugzeug", das ohne Schwierigkeiten die Schallmauer durchbrochen hatte. Konnte er ein solches Deltaflugzeug vom Wasser aus operieren lassen, so wäre dies das Nonplusultra, das Flugzeug der Zukunft.

Das erste Deltaflugzeug hatten die Convair-Werke für die amerikanischen Luftstreitkräfte gebaut. Mit seiner dreieckigen Form, die einem aus Papier gefalteten Pfeil ähnelt, warf es schwierigste Manövrierprobleme auf. Wegen seiner unheimlichen Geschwindigkeit hatte man die Probeflüge vom Bett eines ausgetrockneten Sees in der kalifornischen Wüste aus vornehmen müssen, wo man natürliche Startbahnen von 16 Kilometer Länge zur Verfügung hatte. Für Stout entstand die große Frage, wie ein winziges Modellflugzeug dieses Typs auf dem hochgehenden Meer wassern sollte, ohne dabei in tausend Stücke zu gehen.

Dieses Problem löste er schließlich mit dem „Hydro-Ski", einer Abart jener Wasserskier, mit denen die sportbegeisterte Jugend im Schlepptau von Rennbooten wellenreitet. Stouts Hydro-Skier sitzen einziehbar an der Unterseite des Flugboots, das nun bei einem Wellengang starten und wassern kann, der Flugbooten früherer Jahre verderblich gewesen wäre.

Als die Großausführung des „Seepfeils" bei dem streng geheimgehaltenen Jungfernflug über der Bucht von San Diego niederging, waren Stout und seine Mitarbeiter, wie man

sich denken kann, vor Freude außer sich. Beim Niedergehen drosselte der Pilot in der wie der Kopf eines Schwertfischs geformten Kabine die Düsenmotoren und fuhr die Hydro-Skier aus. Der „Seepfeil" sah wie ein Schwimmvogel aus, der beim Herabkommen instinktiv mit den breiten Füßen nach der Wasseroberfläche tastet. Ein Aufschäumen, ein wohlbalanciertes Auslaufen — und dann legte sich die Maschine sanft in die Wellen. Sie hatte den Verheißungen des Modells bei allen Manövern in prachtvoller Weise entsprochen.

Ohne damit militärische Geheimnisse preiszugeben, konnte Stout erklären: „*Von nun an können wir Flugboote in bezug auf Geschwindigkeit, Steigvermögen, Aktionsradius, Tragfähigkeit usw. dieselbe Leistungsfähigkeit geben, die man bei Landflugzeugen — militärischen wie zivilen — erzielt, den britischen Typ „Comet" eingeschlossen; wobei Flugboote insbesondere auch für weite Ozeanstrecken noch den Vorteil größerer Sicherheit und Wirtschaftlichkeit bieten.*"

Wenden wir uns zunächst der zivilen Luftfahrt zu. Hier würde die Einführung des Flugboots einen großen Teil des Flugverkehrs völlig revolutionieren, wetterbedingte Landeschwierigkeiten nahezu ausschalten und bei Schaffung von Wasserflughäfen für Übersee- und Küstenflugnien und vielleicht auch manche Landfluglinien mit der bedenklichen Verstopfung der Landflughäfen Schluß machen. Hat man die breiten Wasserwege erst einmal in den Dienst der Sache gestellt, so sind sie unbegrenzt verwendbar und erfordern nur noch verschwindend geringe Unterhaltungskosten. Zur Frage der Sicherheit erinnert Stout daran, daß während des Krieges allein von den Convair-Werken etwa 2000 Flugboote zur Abnahme quer über den ganzen nordamerikanischen Kontinent geflogen worden sind, ohne daß es einen einzigen Unglücksfall gegeben hätte.

So günstig sieht es mit der Zukunft des Landflugzeugs keineswegs aus. Ein Düsenflugzeug muß am äußersten Ende der betonierten Landebahn aufsetzen, weil es bei seiner ungeheuren Geschwindigkeit sonst Gefahr läuft, über das andere Ende hinauszurollen und zu Bruch zu gehen. Eine bei schlechter Sicht erforderliche Blindlandung ist unter diesen Umständen immer eine kitzlige Angelegenheit. Auf einer geräumigen Wasserfläche dagegen macht eine Blindlandung keine besonderen Schwierigkeiten. So entfiele dann auch das bei unsichtigem Wetter kaum vermeidbare lange Kreisen der Maschinen über dem Flughafen, das den Flugplan in Unordnung bringt und für die Fluggäste immer eine Nervenprobe bedeutet. Die Verkehrsflugboote werden wie Ozeandampfer an Kais anlegen können. Bei nicht allzu stürmischem Wetter könnten sie notfalls auf offener See niedergehen, doch fänden sie ja auf den meisten Ozeanrouten in verhältnismäßig kurzen Abständen immer einmal ruhiges Wasser im Schutz irgendwelcher Inseln.

Für die Militärfliegerei sind Stouts Errungenschaften wahrscheinlich von noch viel größerer Bedeutung. Das Startfeld eines Wasserflughafens kann man nicht mit Bomben zerstören. Umgekehrt aber kann man mit Langstreckenbombern von Wasserstützpunkten aus unaufhörlich Überraschungsangriffe gegen den Feind fliegen, und zwar aus allen Richtungen, da man solche Stützpunkte fast überall anlegen kann, selbst auf offenem Meer. Ein Bombenflugboot könnte ja irgendwo weit draußen an einem geheimen Treffpunkt von einem U-Boot oder einem Zerstörer eine Atombombe und Treibstoff übernehmen und sofort zu einem neuen Einsatz starten. Ein einziges U-Boot oder ein kleines Schiff könnte zahlreiche Bomber versorgen und wäre für feindliche Aufklärer kaum zu finden. Man könnte Bomber auch wie bisher durch fliegende Tanker versorgen, würde diese komplizierte Prozedur aber nicht mehr in der Luft vornehmen, sondern viel gefahrloser auf dem Wasser. Auch brauchte man für Bombenangriffe auf strategische Ziele nicht mehr die so enorm kostspieligen Flugzeugträger einzusetzen. Da Luftkämpfe häufig über Wasser stattfinden, sind schließlich, wie Stout hervorhebt, die Rettungsaussichten bei Flugzeugen, die zum Niedergehen gezwungen werden, viel größer, we man mit Flugbooten operiert. verspricht die durch das Flugbo gegebene Möglichkeit, die We meere als Bomberstützpunkte benutzen, in bezug auf Beweglic keit, Überraschungsfaktor, Koste ersparnis und Unabhängigkeit v Rollfeldern auf dem festen Land ei Wende in der Strategie, wie man seit Erfindung der Atombombe wu noch nicht wieder zu verzeichn hatte.

Wie fast jeder, der Flugzeuge ba sähe es Stout allerdings viel lieb wenn seine Erfindungen ledigl friedlichen Zwecken dienen würd Auf seinem Reißbrett entsteht Zeit der Entwurf eines Verkeh flugboots, das — wie er glaubt alles andere in den Schatten stel wird. Es handelt sich um ein gig tisches Deltaflugboot, das viel g ßer ist als alle Flugzeuge, die heute kennen, und das mit Schall schwindigkeit fliegen soll, vielleic sogar noch schneller. Die Flugg werden hoch über Stürmen und U wettern in luxuriösen, vibratio freien und schalldichten Kabinen an alle Enden der Welt reisen könn immer in dem wohltuenden Bewu sein, in einem seetüchtigen Boot sitzen und tief unten von unbegre ten „Rollfeldern" begleitet zu w den.

Gott versprach deiner Reue Vergebung; nicht aber deiner Saumseligkeit einen neuen Tag. Augustinus

Ein berühmter Sportler gab dem Leben eines verzweifelten Kindes neuen Sinn

Das Kind ohne Gesicht

Aus der dänischen Wochenschrift Alt for damerne von Robert Littell

Sven Bergquist, Hockey- und Fußballspieler von internationalem Rang und Idol der schwedischen Jugend, seufzte, als er seine Verehrerpost durchsah. Wie sollte er all diese Briefe jemals beantworten? „Lieber Svenne Berka (die meisten redeten ihn mit seinem Spitznamen an), bitte schicken Sie mir ein Autogramm ... Haben Sie zwei Karten für das Spiel am Sonntag übrig?..." „Autogramm ... Karten ... Karten ... Autogramm."

Plötzlich fiel ihm ein Satz in die Augen: „Ich schreibe Ihnen aus dem Krankenhaus. Ich liege seit fünf Monaten hier und habe viele Operationen hinter mir. Ich habe Sie gesehen, als Sie gegen Finnland spielten. Bitte, kommen Sie und besuchen Sie mich."

„Diese Zeilen", erzählt Sven Bergquist, „gingen mir zu Herzen." Aber er war sehr beschäftigt und kümmerte sich zwei Wochen lang nicht weiter um die Angelegenheit — und die Geister, die den Menschen übelwollen, frohlockten, denn von der Beantwortung dieses Schreibens hing ein Menschenleben ab.

Den Brief, der mit Arthur Svensson unterzeichnet war, hatte ein vierzehnjähriger Junge geschrieben, nachdem zum zweiundzwanzigsten Male versucht worden war, ihm mit Hilfe der Chirurgie das zu geben, was die Natur ihm versagt hatte: Arthur Svensson war ohne Gesicht zur Welt gekommen. Die Augen waren zwar vorhanden. Doch darunter, wo die Nase hätte sein müssen, befanden sich nur zwei kleine Löcher. Und er war stimmlos, denn er besaß überhaupt keinen Mund. Die Münze des Lebens hatte ihn als ungeprägtes Stück — das von zweifelhaftem oder gar keinem Wert war — ausgeworfen.

Arthur war in doppeltem Maße ungewollt. Seine Eltern hatten sich unmittelbar nach seiner Geburt getrennt, vielleicht vor Entsetzen über

den furchtbaren Hohn, mit dem die Natur ihre leichtfertige Verbindung beantwortet hatte. Sein Vater war auf und davon gegangen, in dem Glauben, daß das Kind doch nicht am Leben bleiben würde. Der Arzt, der dem kleinen Wesen unter den Nasenlöchern einen Einschnitt machte, damit es Nahrung aufnehmen und schreien konnte, wird sich gefragt haben, was hier nach göttlichem und menschlichem Recht wohl seine Pflicht sei. Kein Gericht der Erde, muß er sich gesagt haben, würde mich verurteilen, wenn ich dieses bedauernswerte Geschöpf von allen Qualen befreite.

Krankenhäuser, Äther, Verbände, Schmerzen — das sind Arthurs früheste Erinnerungen. Und dann kam das Waisenhaus, in dem Kinder mit richtigen Mündern und Nasen ihren Spott mit ihm trieben, und all die Tage, Monate, Jahre, in denen er allein zur Schule ging, immer allein. Zwischendurch wurde er zu neuen Gewebsübertragungen ins Krankenhaus geschafft, zu neuen Schritten auf dem langen Weg zu einem richtigen Gesicht. Aus einer dieser ätherge-schwängerten Krankenhauszeiten ging er mit der Andeutung einer Nase hervor, und seine Mitschüler äfften ihn mit kindlicher Grausamkeit nach, indem sie die Finger gegen ihre Nasen preßten, bis sie aussahen, als drückten sie sie an einer Fensterscheibe platt.

Als Arthur etwa sieben Jahre alt war, brachte man ihn ins Eugeniahemmet, ein Heim für verkrüppelte Jungen. Diese kleine Welt der Schi nen, Krücken, Rollstühle und küns lichen Glieder war wahrhaftig ke heiterer Ort, aber wenigstens b fanden sich alle dort in dem gleich lecken Boot.

Die Jungen in dem Heim war wahre Sportfanatiker. Es war e schütternd, wie jeder dieser klein Krüppel irgendeinen berühmt Sportsmann zu seinem persönlich Helden erkor, ein Album mit Z tungsausschnitten und Fotos anleg und sich mit seinem Idol identi zierte. Jeden Abend im Schlafsa träumten sich diese gelähmten u verkrüppelten Kinder in die Held der Olympischen Spiele hinein.

Von dem Augenblick an, Arthur in der Zeitung ein Bild sa auf dem sich jemand, blitzartig Sprung vorschnellend, einem B entgegenwarf, da bestand kein Zw fel mehr, wen er sich zum Held auserkoren hatte — Schwede Svenne Berka, den großen Torwa Er weiß noch, daß er zu sich selb sagte: „Das ist ein großartiger Ke Er sieht aus wie ein guter Mens Ich möchte sein wie er."

Mit der unbeugsamen Beharrlic keit und Ausdauer, die man bei d Schweden nicht selten antrifft, gi Arthur nun daran, einen Spor mann aus sich zu machen. Er w erst sieben, aber er übte stundenla allein, einen Fußball zu kicken. stellte eine Trittleiter auf und zie Schuß für Schuß durch dies spi winklige Tor. Wenn seine Kräf nachließen, dachte er an sein groß

Vorbild Svenne Berka und was der durchgemacht haben mußte, bis er ein so meisterlicher Spieler wurde.

Fünf Jahre lang lebte Arthur mit seinem Idol im Herzen und dann sah er Svenne Berka zum ersten Mal in Wirklichkeit. Er bekam damals eine Eintrittskarte zu dem Länderspiel Schweden-Finnland geschenkt. In dem fahnengeschmückten, von einer jubelnden Menge gefüllten Stadion verfolgte er hingerissen das Spiel seines Helden. Svenne Berka besaß die kraftvolle Grazie einer zum Leben erwachten griechischen Statue. Sein Gesicht war wie mit dem Meißel geformt. Arthur kehrte, den Kopf voller Träume von Ruhm und Fahnen, ins Eugeniahemmet zurück.

Doch bald darauf traf ihn ein schwerer Schlag. Er erfuhr, daß er Eugeniahemmet, den einzigen Ort, der für ihn fast so etwas wie ein Zuhause bedeutete, verlassen müsse. Infolge einer der unbeabsichtigten Grausamkeiten, die das bürokratische System der Sozialfürsorge trotz allen Personalakten mit sich bringt, war Arthur in eine Art Erziehungsanstalt für leichtere Fälle überwiesen worden, wo er brutal verhöhnt wurde und sich todunglücklich fühlte. Nach etwa einer Woche brachte man ihn von dort zu weiteren Operationen wieder ins Krankenhaus. Einsam, mit Schmerzen und voller Heimweh nach einem Zuhause, das er nie besessen hatte, schrieb er schließlich an den Menschen, der ihm seit langem soviel bedeutete.

Bald darauf mußte er zurück in die Anstalt, die er ebenso haßte wie fürchtete. Obwohl er jetzt menschlicher aussah, starrten und deuteten die Kinder doch noch auf ihn, und die Erwachsenen schraken vor seinem Anblick zurück und wandten sich ab. Er sehnte sich danach, dem allem zu entfliehen — aber wohin sollte er gehen? Stundenlang saß er grübelnd auf den Felsen am Ufer eines nahen Sees. „Warum lebe ich überhaupt?" fragte er sich. „Wenn ich tot wäre, käme ich wenigstens in den Himmel." Der Gedanke nistete sich in ihm ein.

Das schlimmste aber war, daß er auf seinen Hilferuf, den Brief an Svenne Berka, keine Antwort bekommen hatte.

Sven Bergquist hatte den Brief wohl beiseite gelegt, aber die Erinnerung daran verfolgte ihn, und so holte er ihn eines Tages wieder hervor, um ihn noch einmal zu lesen. „Man hat mir gesagt, daß ich in der Narkose immer wieder Ihren Namen gerufen habe. Bitte, kommen Sie." Bergquist rief im Krankenhaus an, wo man ihm mitteilte, daß Arthur entlassen sei. „Wenn jemals ein Junge einen Freund gebraucht hat, dann ist es Arthur Svensson", fügte die Schwester hinzu.

„Es war Samstag abend", erzählte der Junge später, „und mein Entschluß war gefaßt." Er warf einen letzten Blick auf die verwitterten, graugelben Gebäude, den verwahrlosten, tristen Hof und ging hinunter zum See. „Ich stand auf den Felsen und überlegte, wie ich es anfangen

sollte. Ich konnte ein wenig schwimmen und fürchtete, es würde mir schwerfallen, mich untersinken zu lassen. Ich kniete nieder und betete zu Gott, daß er mein Vorhaben gelingen lassen möge."

Dann begann er sich die Schuhe auszuziehen. Er hatte sie gerade aufgeschnürt, als er seinen Namen rufen hörte: „Arthur! Arthur – Telefon!"

Telefon! Noch nie hatte ihn jemand angerufen. Er rannte den Hügel hinauf ins Haus.

Sven Bergquist sagt, daß der Junge am Telefon so keuchte, daß er keinen verständlichen Satz herausbrachte. „Ich komme morgen hinaus und besuche dich", kündigte Bergquist an und hängte ab.

So wurde ein Menschenleben gerettet, das buchstäblich nur noch an einem Schuhband gehangen hatte.

Am Sonntagnachmittag klopfte es an Arthurs Tür, und da stand auch schon Svenne Berka, angetan mit dem blauen Olympiadreß, in seinem Zimmer, Obst und Süßigkeiten unter dem Arm. „Als er mich erblickte," berichtet Bergquist, „brach er in Tränen aus und schlang seine Arme um mich."

Arthur schüttete ihm sein ganzes Herz aus, und dann sprach Bergquist in seiner frischen, unsentimentalen Art lange Zeit auf ihn ein. „Es ist besser, Schicksalsschläge in der Jugend durchzustehen als später", schloß er.

Als er hinausging, umringten ihn die andern Jungen und schrieen: „Svenne Berka! Spiel mit uns!" Da hielt Bergquist ihnen erst einma einen kleinen Vortrag über Fehle Geburtsfehler, gegen die man, wie i Arthurs Fall, nichts machen kann und andere Fehler, die man be etwas gutem Willen selbst über winden könne. „Und nun erwart ich von euch, daß ihr Arthur al einen der Euren anerkennt."

Dann warf er einen Ball, und s alle rannten los und spielten zu sammen. Arthur lief mit, und e spielte so gut, daß es gar nichts au machte, daß er die ganze Zeit heule mußte. Die andern Jungen hatte keine Ahnung gehabt, daß er übe haupt spielen konnte.

Am nächsten Tag wählten s Arthur zum Kapitän ihrer Fußball mannschaft.

Bis heute ist Bergquist für Arthu Beschützer, Ratgeber, vertraute Freund und älterer Bruder in eine Person geblieben. Er hat ihn zum Länderkampf Schweden-Deutsch land in Stockholm eingeladen, ihn einen Platz auf der Ehrentribün verschafft und ihn mit der ganze Mannschaft bekannt gemacht.

Als Arthur auf eine Gewerbeschul kam, schickte ihm Bergquist eine Fußballdreß mit einem Paar Fuß ballstiefel dazu, die er selbst ge tragen hatte. Von seinen Auslands reisen mit den schwedischen Hockey und Fußballmannschaften sandte e ihm Postkarten, Briefgrüße berühm ter Sportler, Autogramme von aus ländischen Staatsmännern und Reise andenken.

Arthur schrieb ihm auch: ve

ständige, dankbare und nachdenkliche Briefe und andere, die Tränenspuren trugen: „Ich habe mich davor gefürchtet, ins Leben hinauszugehen", hieß es in einem. „Du hast einen neuen Menschen aus mir gemacht."

Und ein neues Gesicht hat er auch noch bekommen. Unter Bergquists Bekannten ist ein schwedischer Geschäftsmann, dessen Gesicht unterhalb der Augen durch einen Unfall grauenhaft verstümmelt worden war. Er hatte sich einer Gesichtsoperation nach der andern unterzogen. Als er von Arthurs Schicksal hörte, ließ er ihn auf seine Kosten von den besten Gesichtschirurgen behandeln. Wenn Arthur sich heute im Spiegel betrachtet, kann er feststellen, daß die neununddreißig Operationen, die er erdulden mußte, sich letzten Endes doch gelohnt haben.

Er lebt jetzt allein in einem Zimmer, das mit Pokalen und Medaillen dekoriert ist, die er im Laufe der Jahre im Hochsprung und Achthundertmeterlauf in Schweden, Finnland und England gewonnen hat. Er verdient sich sein Geld in der Schneiderwerkstatt eines Infanterieregiments; mit seinem Herzen aber ist er bei der Arbeit in seinem Sportverein, wo er zwölfjährige Jungen all das lehrt, was er selbst von Svenne Berka gelernt hat. Auch ein Mädchen hat Arthur. Aber vor allen Dingen hat er einen wirklichen Freund, der ihm in der tiefsten Not von jener Macht gesandt wurde, die auch über den Schwächsten und Unglücklichsten mitleidsvoll wacht.

Es sagte . . .

. . . eine Frau zur anderen: „Sie ist unglaublich hinterlistig. Sie tut immer so, als glaube sie alles, was man ihr erzählt." C. M.

. . . eine Angestellte in der Kantine zu ihrer Kollegin: „Oh, ich muß wieder hinaufgehen, sonst komme ich zu spät zum Büroschluß." P.

. . . ein wütender Ehemann zu seiner Frau, während er ein Bündel Rechnungen hochhielt: „Zieh irgendeine Rechnung heraus. *Irgendeine.* Und dann erkläre sie." C.

. . . die Gastgeberin beim Bratenschneiden zu einer wohlbeleibten Dame: „Hätten Sie noch Lust auf 50 bis 60 Kalorien, Frau Schmidt?" K. F.

. . . eine Verkäuferin in der Parfümerie: „Sie sollten gelegentlich wechseln. Die Männer werden mit der Zeit immun." K. F.

. . . ein junger Mann bei der Musterung: „Sie dürfen mich auf keinen Fall zurückstellen. Ich habe mich mit drei Mädchen verlobt, habe meinem Chef gesagt, was ich von ihm denke, und habe meinen Wagen verkauft!" A. M.

Sintflut über Holland

Aus der Wochenschrift Christ und Welt, Stuttgart

von Blake Clark
mit Ergänzungen des Verfass

MILLIONEN Holländer waren am Abend des 31. Januar 1953, einem Samstag, in dem sicheren Gefühl zu Bett gegangen, daß ihre mächtigen steinernen Deiche jedem Sturm standhalten würden. Obwohl der Meeresspiegel fünf bis sechs Meter über ihnen lag, ließen sie den Wind pfeifen und heulen und schlummerten friedlich.

Aber ohne daß sie es wußten, waren Naturkräfte in Luft und Wasser im Begriff, sich auf so ungewöhnliche Art gegen sie zu verbünden, daß jeder Meteorologe gewettet hätte, so etwas könne kaum einmal in tausend Jahren vorkommen. Vollmond und Sonne in gerader Linie mit der Erde hatten die Wasser des Atlantiks mit vereinten Kräften angezogen und die normale Springflut bis zu fünf Meter hoch gegen die Deiche getrieben. Durc ein unseliges Zusammentreffen stie dann ein ostwärts wanderndes Hoch druckgebiet mit warmer Luft a ein vom Nordatlantik kommend Sturmtief. Winde von ungeheur Gewalt wirbelten um das Sturm zentrum bei Schottland, das auf d Niederlande zuwanderte.

Die meisten Stürme ziehen rasch über die Nordsee hin, daß gar nicht dazu kommen, die Well zu gefährlicher Höhe aufzupeitsche Dieser Sturm aber bewegte sich Windgeschwindigkeiten bis zu Kilometer pro Stunde ganz ung wöhnlich langsam fort. Er türm Welle auf Welle u baute nach und na einen 1000 Kilome langen Wasserwall a der sich zwischen N wegen und den Bri schen Inseln vorsch

und sich gegen die holländischen Deiche warf.

Wie durch ein Wunder gab kein einziger der See zugekehrter Deich nach, obgleich die Kämme der Wogen manchmal hochgelegene Strandhotels überfluteten. Nun aber stürzte sich das Wasser in die vier Mündungsarme von Maas und Schelde, die die südlichen Inseln voneinander trennen, und schwoll, zwischen immer engere Ufer eingezwängt, zu phantastischen Höhen an. Es übersprang die Deiche und wusch Erde und Rasen aus der ungeschützten Rückseite, so daß die Dämme unter ihrem eigenen Gewicht zusammenbrachen. Auf diese Weise kam es zu mehreren hundert Deichbrüchen.

Die Wassermassen ergossen sich nun über das Land. In Papendrecht wurden drei Tonnen schwere Senkkästen einen Kilometer weit gewirbelt. Ein mit Steinen beladener 200-Tonnen-Lastkahn wurde hochgehoben und glatt über den Deich geschleudert.

Die vier Stunden von zwei bis sechs Uhr an diesem Sonntagmorgen waren für Holland die schrecklichsten seit der großen Überschwemmung von 1421. In s'Gravendeel, unweit Rotterdam, läuteten die Deichwächter zur Warnung nach uraltem Brauch die Kirchenglocken. Viele Schläfer hörten es im Heulen des Sturmes nicht und ertranken in ihren Häusern. Die es hörten, rannten zum „Mühlendeich", so genannt nach einer Windmühle, die zu dem Deich gehörte. An 600 Menschen, viele nur so bekleidet, wie sie aus den Betten kamen, drängten sich da zusammen. Ein fünf Kilometer weit entfernter Deich brach. Zugleich einer auf der anderen Seite. Die beiden hereinbrausenden Ströme trafen sich beim Mühlendeich, schossen 60 Meter hoch in die Luft und rissen die sechshundert in die Flut.

Auf der Insel Overflakkee scharten sich 51 Menschen auf der Deichkrone zusammen, Frauen und Kinder in der Mitte, die Männer außen als schützender Wall. Sie knieten nieder, während der Schulmeister Gebete sprach. Eine Riesenwoge brauste heran, brach sich über ihnen, riß sie aber wunderbarerweise nicht mit sich fort. Noch lag die Schar auf den Knien und hatte gerade einen Choral angestimmt, als die zurückbrandende Woge den Deich unter ihnen durchbrach und sie alle in die Fluten riß.

An vielen Stellen stieg das Wasser in einer Viertelstunde um fünf Meter. Als die Familie Krauwer in Oude Tonge vom Schreien der Nachbarn aufwachte, strömte das Wasser schon zu den Fenstern herein. Bevor sie sich noch ankleiden konnten, ging ihnen die Flut schon bis an den Hals, und sie stiegen aufs Dach. Sie konnten die Nachbarn nicht sehen, doch die Schreie und das Krachen einbrechender Ziegeldächer sagte ihnen genug. Überlebende flüchteten von Dach zu Dach. Bei Tagesanbruch standen noch zwanzig auf dem Dach des letzten Hauses.

Ein achtzehnjähriger Matrose

wollte sie retten. Mit einem Tau, dessen eines Ende er am Deich festmachte, sprang er nackt in das winterkalte Wasser und kämpfte sich bis zum Dach durch. Er band das andere Ende des Taus an die Dachrinne, und die zwanzig hangelten sich nacheinander zum Deich hinüber.

Anderswo schwammen Väter mit ihren Kindern, bis sie alle zusammen versanken. Eine Mutter saß auf einem Dach und sah mit an, wie die Leiche ihres ertrunkenen Sohnes Stunde auf Stunde um das Haus trieb; als man die Frau herunterholte, war sie wahnsinnig geworden.

Obwohl das Unglück völlig überraschend gekommen war, schritten die Holländer sofort zur Gegenwehr. In Moordrecht arbeiteten ein paar Männer die ganze Nacht daran, Sandsäcke auf den großen Deich zu schichten, der die Industrie- und Handelszentren Amsterdam, Rotterdam, Utrecht, den Haag, Delft und Leiden schützte. Als um vier Uhr morgens die Sandsäcke ausgingen, mobilisierten sie alle erreichbaren Wagen, Lastwagen und Omnibusse zu einer fieberhaften Suche nach Füllmaterial. Bis zu 30 Kilometer weit lief ein Pendelverkehr mit Sand, Kies und Ziegelsteinen.

Um sechs Uhr morgens hatte das Wasser den höchsten jemals in Moordrecht verzeichneten Stand erreicht — meterhoch über den Köpfen der drei Millionen Menschen hinter den Deichen. Um sieben Uhr war jedoch nur noch eine einen Meter lange Stelle ungeschützt. Eine Stunde später war auch diese Lücke geschlossen, und der Deich, einer der ältesten Hollands, hielt.

Ein bedächtiger holländischer Schiffer, mit Pfeife und Holzpantinen, fuhr gerade mit einer Ladung Sand an Nieuwekerk vorbei, als ein Stück des Deiches vor seinen Augen nachgab. Er schwang das Ruder herum, hielt geradenwegs auf das strudelnde Wasserloch zu und zwängte das ganze Schiff in die Bresche. Zum Glück paßte es hinein wie angemessen. Dann stapfte er seelenruhig auf den Deich und begab sich in die Stadt, um dem Reeder zu berichten, was er mit seinem Schiff gemacht hatte.

Bei Tagesanbruch waren die Inseln Schouwen, Overflakkee, Putten und Hoeksche Waard und mehrere andere — 130 000 Hektar fruchtbaren Ackerlandes — fast verschwunden. 300 000 Menschen standen in Dachkammern bis an den Gürtel im Wasser oder klammerten sich an Dächer und Bäume.

Der erste Augenzeugenbericht, der das übrige Holland alarmierte, kam von einem Mann, der noch heute nur als „Mijnheer XX" bekannt ist. Während der Sender Scheveningen am frühen Sonntagmorgen Nachrichten für die Schiffahrt aufnahm, fing er zufällig eine Meldung von ihm auf. Der Mann sagte, er sei auf einer Jacht, die bei Voorne Schutz gesucht habe, und er habe Nachrichten von furchtbaren Überschwemmungen auf den Inseln in Seeland.

Seine Berichte setzten ganz Holland in Bewegung. Überall wußte jeder instinktiv, was er zu tun hatte. Freiwillige warteten an Sammelstellen in den großen Städten auf ihren Einsatz. Endlose Reihen von Wagen, Lastwagen und Omnibussen nahmen sie auf und brachten sie zu den Deichen.

Früh am Montagmorgen begann der einzige Hubschrauber, den Holland besaß, sein Rettungswerk. Er brachte Menschen, die auf Dächern, Bäumen und Telefonmasten saßen, in Sicherheit. Am Nachmittag kreisten bereits britische Hubschrauber aus Portsmouth und amerikanische aus Deutschland über den strudelnden Wassern. Manchmal nahmen sie das Dreifache der Höchstlast mit, so daß die Geretteten halb zu den Türen hinaushingen. Einer, den sie bargen, hatte sich 50 Stunden lang an die Querbalken eines Telegrafenmastes geklammert. Ein anderer, der so schwach war, daß er nicht reden konnte, hatte zwei Tage mit den Armen in Telegrafendrähten gehangen.

Nicht alles, was die Retter sahen, war tragisch. Eine Frau in Seeland wollte sich durchaus nicht hochziehen lassen, wenn ihr nicht zuvor die wehenden Röcke um die Fesseln zusammengebunden würden; und die vier Männer, mit denen sie vier Tage lang inmitten der Flut ausgehalten hatte, mußten ihr obendrein versprechen, die Augen zu schließen und sich abzuwenden.

Die Hubschrauber retteten 2450 Menschen unmittelbar durch Abtransportieren und wohl das Mehrfache dieser Zahl dadurch, daß sie den Zurückbleibenden Lebensmittel, Medikamente und oft auch Ärzte zuführten. Trotzdem kostete die Überschwemmung 1000 Menschen das Leben, machte 40 000 obdachlos und verursachte unermeßlichen Sachschaden.

Die Holländer sind voller Bewunderung über das Verhalten der königlichen Familie während der Katastrophe. Als die zweiundsiebzigjährige Prinzessin Wilhelmine an der Landestelle in Zierikzee in einem großen schwarzen Auto abgeholt werden sollte, sagte sie: „Nein, der Wagen ist für die Kranken." Statt dessen kletterte sie in den Lieferwagen eines Bäckers. Königin Juliane, die persönlich dafür sorgte, daß die vom Unglück Betroffenen bekamen, was sie brauchten, war in ihren Gummistiefeln und ihrem Kopftuch eine wohlbekannte Erscheinung im Überschwemmungsgebiet. In den Dörfern erzählt man sich folgendes: Als die Königin in ihrem Wagen einmal im Schlamm festsaß, sagte sie: „Jetzt steigen wir aus und schieben." Und schon war sie draußen und stemmte die Schulter gegen den Kotflügel.

Auf dem Deich bei Halsteren in Westbrabant fragte die Königin einen Deicharbeiter: „Weshalb legen Sie den Sandsack dorthin? Warum nicht lieber hier?" Der Mann hatte sie nicht erkannt und gab etwas unwirsch zur Antwort: „Glauben Sie

wollte sie retten. Mit einem Tau, dessen eines Ende er am Deich festmachte, sprang er nackt in das winterkalte Wasser und kämpfte sich bis zum Dach durch. Er band das andere Ende des Taus an die Dachrinne, und die zwanzig hangelten sich nacheinander zum Deich hinüber.

Anderswo schwammen Väter mit ihren Kindern, bis sie alle zusammen versanken. Eine Mutter saß auf einem Dach und sah mit an, wie die Leiche ihres ertrunkenen Sohnes Stunde auf Stunde um das Haus trieb; als man die Frau herunterholte, war sie wahnsinnig geworden.

Obwohl das Unglück völlig überraschend gekommen war, schritten die Holländer sofort zur Gegenwehr. In Moordrecht arbeiteten ein paar Männer die ganze Nacht daran, Sandsäcke auf den großen Deich zu schichten, der die Industrie- und Handelszentren Amsterdam, Rotterdam, Utrecht, den Haag, Delft und Leiden schützte. Als um vier Uhr morgens die Sandsäcke ausgingen, mobilisierten sie alle erreichbaren Wagen, Lastwagen und Omnibusse zu einer fieberhaften Suche nach Füllmaterial. Bis zu 30 Kilometer weit lief ein Pendelverkehr mit Sand, Kies und Ziegelsteinen.

Um sechs Uhr morgens hatte das Wasser den höchsten jemals in Moordrecht verzeichneten Stand erreicht — meterhoch über den Köpfen der drei Millionen Menschen hinter den Deichen. Um sieben Uhr war jedoch nur noch eine einen Meter lange Stelle ungeschützt. Eine Stunde später war auch diese Lücke geschlossen, und der Deich, einer der ältesten Hollands, hielt.

Ein bedächtiger holländischer Schiffer, mit Pfeife und Holzpantinen, fuhr gerade mit einer Ladung Sand an Nieuwekerk vorbei, als ein Stück des Deiches vor seinen Augen nachgab. Er schwang das Ruder herum, hielt geradenwegs auf das strudelnde Wasserloch zu und zwängte das ganze Schiff in die Bresche. Zum Glück paßte es hinein wie angemessen. Dann stapfte er seelenruhig auf den Deich und begab sich in die Stadt, um dem Reeder zu berichten, was er mit seinem Schiff gemacht hatte.

Bei Tagesanbruch waren die Inseln Schouwen, Overflakkee, Putten und Hoeksche Waard und mehrere andere — 130 000 Hektar fruchtbaren Ackerlandes — fast verschwunden. 300 000 Menschen standen in Dachkammern bis an den Gürtel im Wasser oder klammerten sich an Dächer und Bäume.

Der erste Augenzeugenbericht, der das übrige Holland alarmierte, kam von einem Mann, der noch heute nur als „Mijnheer XX" bekannt ist. Während der Sender Scheveningen am frühen Sonntagmorgen Nachrichten für die Schiffahrt aufnahm, fing er zufällig eine Meldung von ihm auf. Der Mann sagte, er sei auf einer Jacht, die bei Voorne Schutz gesucht habe, und er habe Nachrichten von furchtbaren Überschwemmungen auf den Inseln in Seeland.

Seine Berichte setzten ganz Holland in Bewegung. Überall wußte jeder instinktiv, was er zu tun hatte. Freiwillige warteten an Sammelstellen in den großen Städten auf ihren Einsatz. Endlose Reihen von Wagen, Lastwagen und Omnibussen nahmen sie auf und brachten sie zu den Deichen.

Früh am Montagmorgen begann der einzige Hubschrauber, den Holland besaß, sein Rettungswerk. Er brachte Menschen, die auf Dächern, Bäumen und Telefonmasten saßen, in Sicherheit. Am Nachmittag kreisten bereits britische Hubschrauber aus Portsmouth und amerikanische aus Deutschland über den strudelnden Wassern. Manchmal nahmen sie das Dreifache der Höchstlast mit, so daß die Geretteten halb zu den Türen hinaushingen. Einer, den sie bargen, hatte sich 50 Stunden lang an die Querbalken eines Telegrafenmastes geklammert. Ein anderer, der so schwach war, daß er nicht reden konnte, hatte zwei Tage mit den Armen in Telegrafendrähten gehangen.

Nicht alles, was die Retter sahen, war tragisch. Eine Frau in Seeland wollte sich durchaus nicht hochziehen lassen, wenn ihr nicht zuvor die wehenden Röcke um die Fesseln zusammengebunden würden; und die vier Männer, mit denen sie vier Tage lang inmitten der Flut ausgehalten hatte, mußten ihr obendrein versprechen, die Augen zu schließen und sich abzuwenden.

Die Hubschrauber retteten 2450 Menschen unmittelbar durch Abtransportieren und wohl das Mehrfache dieser Zahl dadurch, daß sie den Zurückbleibenden Lebensmittel, Medikamente und oft auch Ärzte zuführten. Trotzdem kostete die Überschwemmung 1000 Menschen das Leben, machte 40 000 obdachlos und verursachte unermeßlichen Sachschaden.

Die Holländer sind voller Bewunderung über das Verhalten der königlichen Familie während der Katastrophe. Als die zweiundsiebzigjährige Prinzessin Wilhelmine an der Landestelle in Zierikzee in einem großen schwarzen Auto abgeholt werden sollte, sagte sie: „Nein, der Wagen ist für die Kranken." Statt dessen kletterte sie in den Lieferwagen eines Bäckers. Königin Juliane, die persönlich dafür sorgte, daß die vom Unglück Betroffenen bekamen, was sie brauchten, war in ihren Gummistiefeln und ihrem Kopftuch eine wohlbekannte Erscheinung im Überschwemmungsgebiet. In den Dörfern erzählt man sich folgendes: Als die Königin in ihrem Wagen einmal im Schlamm festsaß, sagte sie: „Jetzt steigen wir aus und schieben." Und schon war sie draußen und stemmte die Schulter gegen den Kotflügel.

Auf dem Deich bei Halsteren in Westbrabant fragte die Königin einen Deicharbeiter: „Weshalb legen Sie den Sandsack dorthin? Warum nicht lieber hier?" Der Mann hatte sie nicht erkannt und gab etwas unwirsch zur Antwort: „Glauben Sie

etwa, Sie verstünden das besser als wir?"

Da watete die Königin in das knietiefe Wasser, holte einen Sandsack heraus und legte ihn an die Stelle, die sie für die richtige hielt. „Warum nicht hier?" wiederholte sie.

Inzwischen war das Gefolge der Königin nachgekommen. Der Arbeiter sah, mit wem er es zu tun hatte, gab verwirrt die verlangte Erklärung und stammelte zum Schluß: „Ich werde den Vorarbeiter holen, der kann Euer Majestät besser Bescheid sagen als ich."

„Nicht doch, Ihre Erklärung ist ausgezeichnet. Ich wünschte nur, ich könnte hier bleiben und weiter mit Ihnen arbeiten." Zum Abschied schüttelte sie ihm herzlich die Hand.

Die Nachricht von der Katastrophe, die über das tapfere Volk der Niederlande hereingebrochen war, erregte das Mitgefühl der ganzen Welt. Die Völker wetteiferten miteinander, um zu zeigen, daß sie auch in Friedenszeiten zu gemeinschaftlichen Hilfs- und Rettungsaktionen großen Stils bereit waren. Schon in den ersten Tagen kam eine Hochflut von Spenden aus 53 verschiedenen Ländern. Ein Arbeiter in Mailand drehte alle seine Taschen um und gab 30 000 Lire, kam dann nach zehn Minuten zurück und erbat 30 Lire zurück, um mit der Straßenbahn nach Hause fahren zu können. Ein Franzose sah einen Berg von gespendeten Kleidungsstücken an und meinte: „Leider habe ich nichts bei mir, was ich geben könnte", zog dann nach kurzem Besinnen seinen Mantel aus und warf ihn zusammen mit seinem Hut auf den Haufen. Belgien schickte Sachen aller Art im Gewicht von 25000 Tonnen, Deutschland Medikamente und technisches Gerät, Skandinavien Fertighäuser, Luxemburg 25 000 Decken, Portugal 10 Tonnen Lebensmittel, Spanien Waren im Gewicht von 200 Tonnen, die Schweiz 6 Millionen Franken und 100 Tonnen Waren, die USA anderthalb Millionen Dollar und Kleidungsstücke im Gewicht von einigen hunderttausend Tonnen.

Insgesamt kamen so viel Kleidungsstücke zusammen, daß man 44 Millionen Menschen, das Vierfache der Bevölkerung Hollands, damit hätte einkleiden können. Das Rote Kreuz sammelte diese Vorräte in einem internationalen Lagerhaus, um künftigen Opfern von Katastrophen in anderen Ländern sofort helfen zu können. In Europa fragte man sich, ob die Einheit des Westens nicht schon stärker sei, als man bisher geglaubt hatte.

Ein Sprichwort sagt: „Gott hat die Welt erschaffen, nur Holland nicht; *das* haben die Holländer selber geschaffen." Die Holländer haben ihr Land dem Wasser abgerungen, und von Zeit zu Zeit versucht das Wasser, es zurückzuholen. Sie sind jetzt am Werk, ihr Land wieder ganz von neuem aufzubauen.

Es klingt zwar unlogisch —
aber es stimmt:

GUT FRÜHSTÜCKEN MACHT SCHLANK

Aus der Halbmonatsschrift Collier's
von Fredrick J. Stare
und Julia A. Shea

KORPULENZ kann durch ein zu spärliches Frühstück verursacht sein! Den Schlüssel zu diesem scheinbaren Widerspruch fand man, als die Wissenschaftler entdeckten, was eigentlich den Appetit auslöst. Nach der Theorie von Dr. Jean Mayer und seinen Kollegen in der Abteilung Ernährung im Institut für Volksgesundheit der Harvard-Universität sind es die Eiweißstoffe, die diesen Mechanismus steuern. Je größer der Eiweißgehalt unserer Nahrung ist, desto länger bleibt dieser Mechanismus auf „nicht hungrig" abgestellt.

Das Frühstück ist unsere wichtigste Mahlzeit. Fruchtsäfte, Milchbrei, Eier und Wurst, Brot und Kaffee machen auf die Dauer weniger dick als ein Frühstück, das nur aus Kaffee und Marmeladenbrötchen besteht. Obwohl man mit dem reichhaltigen Frühstück etwa zweihundert Kalorien mehr zu sich nimmt, hält es aber dafür so lange vor, daß man kein zweites Frühstück braucht und mittags nicht in Versuchung kommt, eine riesige Mahlzeit zu vertilgen. Das macht der Eiweißgehalt: in dem üppigen Frühstück sind siebzehn Gramm, in dem kleinen nur vier Gramm enthalten. Wenn man das bedenkt, kann man ganz gut, ohne Energieverlust und ohne zu hungern, abnehmen.

Früher nahm man an, daß das Hungergefühl durch verstärkte Magenzusammenziehungen verursacht werde, daß diese Bewegungen bei vollem Magen nachließen und daher der Hunger schwinde. Anhänger dieser Theorie rieten zu einer ballastreichen, nährwertarmen Entfettungsdiät, die vor allem aus zellstoffhaltiger Nahrung bestehen sollte. Man sollte irgend etwas — ganz gleich was — im Magen haben, sofern es nur wenig Kalorien enthielt.

Als man jedoch feststellte, daß Patienten, denen man auf operativem Wege den Magen entfernt hatte, über Hunger klagten, war die Haltlosigkeit dieser Theorie erwiesen.

Man wußte bereits, daß sich im Zwischenhirn, und zwar im Hypothalamus, Hunger- und Durstzentren befinden. Dr. Mayer überlegte nun, daß eine veränderte Zusammensetzung des Blutes, das durch diese Zentren fließt, den Appetit auslösen könnte.

DR. FREDRICK STARE ist seit 1942 Direktor der Abteilung Ernährung des Instituts für Volksgesundheit der Harvard-Universität. Julia Shea führt in der gleichen Abteilung Versuche über geriatrische Ernährung durch.

Frühere Forschungen hatten ergeben, daß der Zuckergehalt des Blutes sofort nach der Nahrungsaufnahme steigt. Mayer machte nun Experimente, bei denen sich herausstellte, daß der Blutzuckerspiegel, ähnlich wie Hitze auf einen Thermostat wirkt, die Hungerzentren steuert.

Wir sind hungrig, wir essen, und sofort verwandelt sich ein Teil unserer Nahrung in Zucker. Wenn nun der Zuckergehalt in unserem Blut eine gewisse Höhe erreicht hat, dann schnappt der Mechanismus zu, und wir sind nicht mehr hungrig. Mit zunehmendem Energieverbrauch sinkt der Zuckergehalt wieder, der Mechanismus schnappt wieder auf, und wir haben Hunger.

Eine der Folgerungen aus diesen Versuchen hieß: wenn es gelänge, den Zuckergehalt mit weniger Kalorien für eine längere Zeitspanne über der Appetitschwelle zu halten, so könnte man, ohne hungrig zu werden, mit weniger Nahrung auskommen. Menschen mit Übergewicht könnten diät leben, ohne vom Hunger geplagt zu werden.

Unsere Nahrung besteht hauptsächlich aus Kohlehydraten, Eiweiß und Fetten. Kaffee mit Zucker und Rahm sowie Brötchen bestehen vorwiegend aus Kohlehydraten. Getreideflocken mit Milch, Eier und Fleisch haben einen hohen Eiweißgehalt.

Kohlehydrate erhöhen den Blutzucker plötzlich. Sie gelten als „rasche Energiespender". Aber diese Energie ist so schnell wieder verbraucht, daß das Hungersignal sehr bald wieder aufleuchtet. Eiweiß erhöht den Blutzuckergehalt auch, aber es hält ihn für eine längere Zeitspanne über der Hungergrenze; und da Fette das

Verdauungstempo von Kohlehydraten und Eiweiß verlangsamen, helfen auch sie, den Blutzuckerspiegel konstant zu halten.

Ein Mensch, der seinen Arbeitstag nur mit Kaffee und Brötchen beginnt, wird im Laufe des Vormittags hungrig werden und sich schnell etwa eine Tasse Kaffee und ein Stück Kuchen zu Gemüte führen. Wieder hungrig geworden, ißt er auch noch ein ausgiebiges Mittagessen, was er, wenn er ein gutes, eiweißhaltiges Frühstück gegessen hätte, bestimmt nicht brauchen würde. Am Ende des Tages wird er sich viel mehr Kalorien einverleibt haben als jemand, der gut gefrühstückt hat.

Hausfrauen, die sich ihre schlanke Linie erhalten wollen und die deshalb morgens fast gar nichts essen, holen das Versäumte meist den ganzen Tag über nach, indem sie unentwegt „nur

eine Kleinigkeit" zu sich nehmen.

Jeder Mensch sollte mindestens ein Viertel der gesamten Tageskalorien und Proteine zum Frühstück essen. Niemand kann sagen, wieviel der Durchschnittsmensch — wenn es ihn überhaupt gibt — tagsüber essen soll, aber nehmen wir an, 2500 Kalorien seien für Sie ausreichend, sofern Sie einen normalen Energieverbrauch haben. Dann können Sie ruhig ein reichhaltiges Frühstück essen, zum Beispiel: Fruchtsaft, Getreideflocken mit Milch, ein weiches Ei, Butterbrot, Kaffee und Milch — und dürfen trotzdem noch zwei weitere richtige, aber nicht übertriebene Mahlzeiten essen.

Wenn Sie zu jenen gehören, denen ein großes Frühstück widersteht, nun, so stehen Sie ein paar Minuten eher auf, machen Sie ein paar Turnübungen oder einen kleinen Spaziergang. Sie werden sich wundern, mit wieviel Appetit Sie sich dann an den Frühstückstisch setzen!

Kniffe und Pfiffe

Am Eingang einer großen Stockholmer Buchhandlung steht ein Nadelkissen mit kleinen roten und weißen Fähnchen. Steckt sich ein Besucher ein weißes Fähnchen an den Rockaufschlag, so heißt das: „Ich will nur ein bißchen schmökern." Der Verkäufer weiß dann, daß er ihn in Ruhe lassen muß. Ein rotes Fähnchen heißt: „Ich habe es eilig, bitte bedienen Sie mich." H. B.

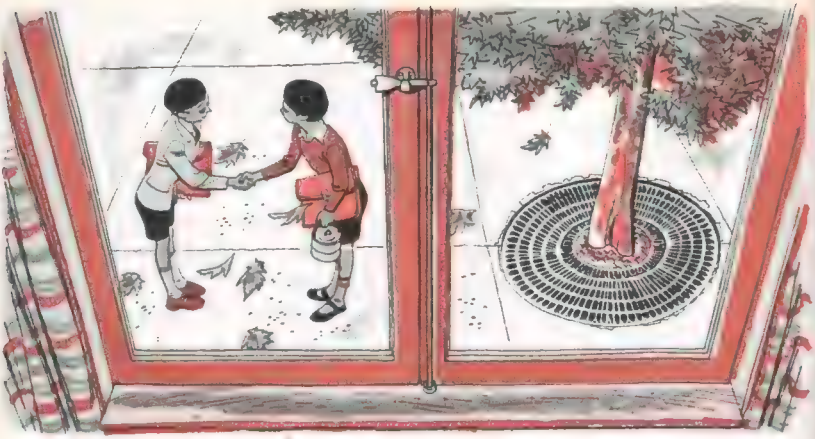
In einem Restaurant in Iowa steht auf jedem Tisch ein elektrischer Toaströster, mit dem sich der Gast sein Brot nach seinem eigenen Geschmack rösten kann. W. E. F.

Um die Aufforstung voranzubringen, wird in Virginia mit jedem Angel- oder Jagdschein ein Päckchen mit 12 Baumsamen ausgegeben, dazu eine einfache Anleitung, wie man sie in die Erde legt. L. H. J.

Was im Restaurant meines Mannes an Geschirr zerbrochen wurde, war kaum zu glauben. Er konnte den Tellerwäschern sagen, was er wollte, es war vergeblich. Und Monat für Monat mußte er nicht nur das zerbrochene Geschirr ersetzen, sondern auch die Tellerwäscher entlassen, neue einstellen und sie anlernen.

Dann hatte mein Mann eine Idee: er legte eine Kasse an, in die er etwa die durchschnittlichen Kosten des zerbrochenen Geschirrs einzahlte und sagte den Leuten, er werde am Monatsende alles, was er nicht für neues Geschirr ausgeben müßte, mit ihnen teilen.

Die Kasse wird jeden Monat neu gefüllt, und die Tellerwäscher behandeln jetzt jedes Stück Porzellan oder Glas wie ein neugeborenes Kind — und außerdem braucht mein Mann seit Monaten niemanden mehr zu entlassen. V. D.



PARIS: *Stadt der sittsamen Kinder*

Aus der Monatsschrift Holiday

von Ruth McKenney

Eine Amerikanerin singt ein Loblied auf die Erziehung französischer Kinder in Schule und Elternhaus

PARIS ist für viele Reisende die Hauptstadt der Mode, der Lebensfreude und des schönen Scheins. Aber in Wirklichkeit ist Paris die Stadt der Kinder. Sie sind ihr wahrer Kult. Ich erinnere mich zweier kleiner Buben, sieben oder acht Jahre alt, die sich jeden Morgen auf ihrem Weg zur Schule unter meinem Hotelfenster trafen. Diese kleinen Pariser gaben sich die Hand, begrüßten einander höflich und gingen dann gemeinsam die Straße hinauf, mit der gemessenen Lebhaftigkeit, den Gesten zweier erwachsener Herren — seriös, elegant und witzig.

Als ich Paris zum ersten Mal besuchte, war ich zwar entzückt, aber auch betroffen von dem würdevollen Charme und den liebenswerten Umgangsformen der französischen Kinder. Wie oft beobachtete ich irgendeinen sechsjährigen Pierre oder Henri, der mit seinem Vater im Café saß — stundenlang und anscheinend völlig zufrieden, bis ihm die Augen zufielen und er im Arm seines Vaters einschlief.

Die Kinder von Paris erschienen mir zu wohlerzogen, zu zierlich und zu höflich, um wirklich Kinder zu sein. Und tatsächlich waren sie sehr blaß, sehr klein und sehr ruhig für ihr Alter.

Ein paar Jahre später lernte ich die Kinder von Paris aus nächster Nähe kennen. Unser Sohn Patrick und

unser Töchterchen Eileen sind nur „Amerikaner in Paris", ihre Spielkameraden aber sind absolut echt, wirkliche Pariser Kinder.

Ich versuchte, sehr bescheiden zu tun, als ich Patrick in seinem Pariser Gymnasium anmeldete, aber mein Herz schwoll vor Stolz, als ich meinen starken, rotbackigen Jungen inmitten der blassen, mageren Klassenkameraden sah.

„Stell dir vor", erzählte ich Richard, meinem Mann, „sie wollten gar nicht glauben, daß er erst elf Jahre alt ist. Sie sagten immer wieder ‚*Tiens!*' und ‚*Est-ce possible!*'"

In seinem zweiten Pariser Jahr schien Patrick zusammenzuschrumpfen, obwohl er tatsächlich wieder zwei Zentimeter gewachsen war. Aber seine Schultern waren unter seinem knapp anliegenden französischen Jackett nach vorn gezogen, seine ziemlich langen, lockigen Haare umrahmten ein blasses, spitzes Gesicht. Er ging mit zierlichen, kurzen Schritten und unterstrich sein fließendes Französisch mit lebhaften, angeregten und witzigen Gesten.

„Es ist wirklich erstaunlich", meinte Mlle. Reffier. „Vor kaum einem Jahr sah er noch wie ein kleiner derber Bauer aus. Aber jetzt! Wahrhaftig, Madame, man kann ihn geradezu hübsch nennen."

Die Kinder von Paris sind klein, schmal und blaß, weil die Franzosen *les enfants civilisés* bewundern, und der wichtigste Teil dieses sittsamen Kinderlebens spielt sich in der Familie ab. Zuerst war ich völlig davon überzeugt, daß der kleine Bub mit seinem Vater sich im Café langweilte und nur darauf brannte, zu gehen und mit seinen Kameraden zu spielen. Ich hatte unrecht. Die Kinder von Paris scheinen in der warmen, freundlichen Treibhausatmosphäre ihrer Familie glücklicher zu sein als amerikanische Kinder, die in der mehr spartanischen Gesellschaft von Gleichaltrigen aufwachsen.

Wir Amerikaner haben eine ganze sorgenvolle Literatur über das „schwierige Kind" hervorgebracht. Pariser Kinder sind nicht „schwierig". Es ist nicht nötig, daß Pierre sich seinen gleichaltrigen Spielkameraden anpaßt — er hat keine Spielkameraden. Er verbringt seine Kindheit mit *Maman*, *Papa* und zärtlichen, liebevollen Verwandten; wenn er alt genug ist, trabt er morgens zur Schule und nachmittags sofort wieder nach Hause. An fünf Abenden der Woche muß er Schulaufgaben machen. Samstags nimmt *Maman* ihn mit zum Puppentheater in den Park, oder, wenn er größer wird, in ein Schauspiel, in die Oper und manchmal ins Kino.

Diese Welt der Erwachsenen mag Bobby Smith aus Chikago wie ein Gefängnis erscheinen, für Pierre aber ist es ein reiches, anregendes und vor allem ein warm behütetes Dasein. Niemand ist beunruhigt, weil Pierres „Verhaltensweise" eine Abweichung von der „Norm" zeigt. Für ein Pariser Kind gibt es gar keine Norm. Pierre ist er selbst, ein Individuum, einzigartig und für seine Familie

einzigartig wichtig. *Maman* wäre entrüstet, wenn sein Lehrer, lobend oder auch nicht, eine Bemerkung über Pierres „Eingliederung in die Gemeinschaft" machen würde. Pierre besucht die Schule nicht, um sich eingliedern zu lassen; Pierre geht zur Schule, um Wissen, Liebe zu Vernunft und Ordnung und geistige Disziplin zu erwerben; um das zu werden, was seine Eltern sehnlichst wünschen: ein kultivierter Franzose.

Der Wandlungsprozeß vom kindlichen Wilden zum gesitteten Erwachsenen beginnt bereits in der Wiege. „*Doucement, doucement!*" beschwichtigen die Mütter von Paris ihre Babys. „Artig, artig!" murmelt Großmama, wenn der kleine Pierre nach seiner Flasche schreit.

Pierre wird nicht nach einer Theorie erzogen, die in irgendeinem Handbuch für Kindererziehung dargestellt ist. Er wird genau so aufgezogen wie *Papa* aufwuchs — mit liebevoller Freundlichkeit und allergrößter Sorgfalt.

Wir haben monatelang Tür an Tür mit einem Pariser Baby gelebt. Fasziniert verfolgte ich, wie Georges, dieses Himmelsgeschenk für alle Dumontiers, gehätschelt und geküßt, behütet und gewiegt wurde. Er brauchte nur die Augen zu öffnen, und fünf oder sechs verzückte Anverwandte sprangen herbei, um ihm den Hof zu machen. Georges war eine Gemeinschaftsangelegenheit; die ganze Sippe wetteiferte um die Gunst, sein Wägelchen im Park spazierenfahren zu dürfen oder an seinem Bettchen zu sitzen, wen *Maman* und *Papa* ins Theater ginge Das gab *Maman* viel Zeit zum Au ruhen, was wiederum jede Nervosit aus dem Kinderzimmer verbannt Georges war ein fröhliches, lieben wertes und höchst dekoratives Bab

„Wart nur ab, bis er ein bißche größer ist", sagte ich zu Richar „Ich wette, daß er ein regelrecht Despot wird. Paß nur auf."

Und wir paßten beide auf. Un staunten — denn Georges blieb nac wie vor fast immer höflich, heiter un bezaubernd. Er kam sofort, wen *Maman* ihn rief, er putzte den Str ßenstaub von seinen weißen Schü chen und achtete darauf, daß se Eis nicht auf das gefältelte, gel seidene Blüschen tropfte.

„Wie machen sie das eigentlich fragte ich Richard. „Kein Mens sagt ihm auch nur ein hartes Wor Und schlagen — nein, ganz u denkbar."

„*Doucement!*", sagte Richar „Artig! Das haben sie ihm vo ersten Tag an eingeflößt. Sie erwart einfach von ihm, daß er sich tadell benimmt. Georges genießt so vi Liebe, daß er sich ihrer würdig e weisen muß."

So, wie diese Kinder in Paris au wachsen, vollbringen sie ohne Au hebens wahre Kunststücke geistig Disziplin, die amerikanische Erzieh für unmöglich halten würden. D kultivierte Franzose muß viel lerne und er beginnt früh damit — m vier Jahren.

Eins der charakteristischsten Pa

ser Straßenbilder bietet sich allmorgendlich, wenn die Kinder zur Schule pilgern. Die meisten tragen blaukarierte Schürzen. Das schont die Kleider und verhindert außerdem, daß sich das Kind reicher Eltern über die Tochter eines Postboten erhaben dünkt. Einige tragen runde Aluminiumtöpfe mit fest verschließbaren Deckeln. Darin ist ihr Essen — eine dicke Suppe oder ein Ragout. Wenn Pierre zum Mittagessen nicht nach Haus gehen kann, schiebt er das Suppentöpfchen (sein Name ist auf dem Deckel eingekratzt) in einen großen Heizofen auf dem Gang vor dem Klassenzimmer. In der Pause läßt er sich das von *Maman* zu Hause bereitete Essen schmecken.

Auch das kleinste Kind hat schon Schulaufgaben zu machen, und in seiner Büchertasche befinden sich die berühmten dicken Hefte, für jedes Lehrfach ein besonderes. Alles muß mit Tinte geschrieben werden. Tintenkleckse, ungleiche Ränder und radierte Stellen werden nicht gern gesehen. Unfertige Arbeiten oder offenbare Fehler sind wahre Katastrophen.

Als Patrick ins Gymnasium kam, half ich ihm dabei, Seiten, die er mit Tinte bekleckst oder mit Randbemerkungen beschmiert hatte, herauszureißen, da wir mit Recht annahmen, daß sie dem Lehrer nicht gerade gefallen würden. Am Montag seiner zweiten Schulwoche schrieb mir der Direktor höchstselber in ebenso entschiedenen wie eleganten Sätzen: „Meine liebe gnädige Frau! Ich habe die Ehre Ihnen mitzuteilen ... es ist strengstens verboten ...."

Patrick mußte alles noch einmal machen, und diesmal wußten wir beide, daß jedes Wort, das in den Heften steht, für die Nachwelt geschrieben wurde.

Ich fand, daß dieses System für eine sorglose Jugend doch recht hart sei; und das war es für Patrick, der im hochbetagten Alter von elf Jahren eben zu spät für seine leichtlebige amerikanische Seele mit der französischen Zivilisation in Berührung kam. Dagegen habe ich meine Tochter beobachtet — mit vier, fünf, mit neun Jahren —, wie sie sich emsig die saubere Schrift aneignete, die nun ihre makellosen Hefte füllt; wie sie lernte, zu rechnen und nochmals nachzurechnen, bevor sie die Resultate eintrug; wie der Respekt vor der Genauigkeit ihr in Fleisch und Blut überging (Verben in der falschen Zeitform, historische Daten zehn Jahre vor oder zurück sind eben nicht beinahe richtig, sie sind rundherum falsch); wie sie Disziplin, Geduld und Stolz lernte — diese wichtigsten Grundlagen der Gelehrsamkeit, die Anfänge von Vernunft und Weisheit.

Es läßt sich viel zugunsten eines Schulsystems sagen, das die Einbildungskraft eines Kindes mit den großen, alten Epen Homers, den dramatischen Ereignissen der Kreuzzüge, dem unsterblichen Wohllaut der Sprache Hugos, Racines, Moliéres, dem Witz Voltaires beflügelt. Die Kinder von Paris gehen gern

und eifrig zur Schule; die Arbeit ist schwer, aber sie ist anregend, und es ist eine Arbeit, die so eng mit *la famille* verknüpft ist, daß Pierre oder Marie-Jeanne gar nicht darauf kommen, diese Arbeiten nur als wirklichkeitsfremde, sinnlose und langweilige Schulaufgaben zu betrachten.

In Amerika pflegte ich an den Elternversammlungen der Schule teilzunehmen und raffte mich auch zu einer matten Zusammenarbeit mit den Lehrern unserer älteren Söhne auf. Eileens Lehrer habe ich niemals kennengelernt, aber mein Interesse an den Heften meiner Tochter ist alles andere als matt. Ich laufe schon ungeduldig in der Wohnung herum, bis sie die Treppen heraufgelaufen kommt, ihre Bücher ablegt und mir erzählt, was der Lehrer über ihren Aufsatz gesagt hat und wie das mit ihrer Naturkundearbeit war.

Paris zeigt den Fremden eine reizvolle, liebenswürdige Fassade; aber hinter dem mondänen Glanz liegt eine Stadt der Kinder, der *petits choux*, der kleinen Kohlköpfe, die ihrem Vater Racine vordeklamieren und, wenn sie abends ins Bett gehen, von Rolands Horn träumen, das einst zu spät ertönte.

Die Kinder von Paris: ernsthaft, höflich und entzückend — morgen sind sie die Bürger dieser Stadt des Lichtes. *Salut, enfants si bien civilisés!*

Haben Sie damals auch gefehlt?

SEHR viele Menschen haben im Geographieunterricht über Südamerika zum mindesten schlecht aufgepaßt. Selbst Akademiker wußten in diesem Test, bei dem acht der dreizehn Länder Südamerikas festgestellt werden sollten, im Durchschnitt nur vier zu bezeichnen. Können Sie es besser?

Schreiben Sie in den freien Raum neben jedem Land die Ziffer auf der Karte, die Ihrer Meinung nach das betreffende Land bezeichnet. Die Ziffer 8 zum Beispiel steht für Venezuela.

Ecuador	Argentinien .....
Kolumbien	Peru .....
Brasilien	Chile .....
Paraguay	Bolivien .....

(Antworten siehe Seite 174)

Hat Beria den Mord an Stalin mit seinem Sturz bezahlen müssen?

RÄTSELRATEN UM DEN KREML

Von Andre Visson

Hinter den abweisenden roten Ziegelmauern des Kremls spielt sich zur Zeit das geheimnisvollste Drama unserer Tage ab — unerhört folgenschwer für die ganze Welt und doch derart rätselhaft, daß selbst die besten Sachverständigen des Westens nur mutmaßen können, was dort wirklich vor sich geht.

Ihre Mutmaßungen aber, die auf einer peinlich sorgfältigen Auswertung aller verfügbaren Hinweise beruhen, führen zu einigen überraschenden Schlußfolgerungen. Das Problem der Nachfolge Stalins liegt nicht mehr so einfach, wie es zuerst den Anschein hatte. Selbst der Tod des roten Diktators ist ein Buch mit sieben Siegeln geworden. War es ein natürlicher Tod — oder Mord? Und ein noch tieferes Geheimnis umgibt die augenblickliche Stellung des von Stalin auserwählten Erben, des unergründlichen Georgi Malenkow.

Wenn die Sachverständigen die Zeichen richtig deuten, so war in das gutgeölte Räderwerk des Kremls Sand geraten. Zwar stand anscheinend an der Spitze der Sowjethierarchie Stalins offizieller Nachfolger Malenkow, aber in den Monaten nach Stalins Tod wurde im Hintergrund eine andere Gestalt sichtbar, die Gestalt eines ebenso rücksichtslosen wie ehrgeizigen Mannes.

Dieser Mann war kein Neuling auf der Moskauer Bühne. Unzählige Male ist sein Bild in den Zeitungen erschienen: der kahle Kopf, der willensstarke Mund mit den fest zusammengepreßten Lippen, der altmodische Kneifer vor den wasserblauen Augen, aus denen Scharfsinn, Klugheit und Urteilsvermögen, aber auch eine gewisse Reserve sprachen. Es hätte das Gesicht eines Chirurgen oder Wissenschaftlers von Rang sein können. Tatsächlich war es das Antlitz Lawrenti P. Berias, des Herrn der gefürchteten Geheimpolizei.

Wodurch hatte dieser Mann die Aufmerksamkeit der Welt auf sich gelenkt? Dadurch, daß er fünfzehn

Andre Visson ist in Kiew in Rußland geboren und in Westeuropa zur Schule gegangen. Während des letzten Krieges diente er in der amerikanischen Nachrichtenzentrale. Heute arbeitet er für Washington als Sachverständiger in internationalen Fragen. Er ist der Verfasser des Buches *Der Sieg ist noch kein Friede*, erschienen 1945 im Artemis Verlag, Zürich.

Jahre lang, bis er im Juli als Verräter verhaftet wurde, der ebenso geschickte wie erbarmungslose Wächter über die Sicherheit des Sowjetsystems gewesen ist. Während dieser Jahre hatte er sich eine gewaltige Machtstellung geschaffen, die nur derjenigen Stalins nachstand. Er spannte sein Spitzelnetz über das gesamte Sowjetreich. Seine MWD-Agenten standen über dem Gesetz und konnten jeden mit Verbannung oder Tod bedrohen, der auch nur den leisesten Argwohn des Kremls erweckte. Wenn dieses unheimliche Machtgebilde dem neuen Staatsoberhaupt voll und ganz zu Diensten stünde, wäre die Sicherheit des Regimes gewährleistet.

Falls diese Macht Malenkow jedoch nicht zur Verfügung stünde, falls Beria sie sich für seine eigenen Zwecke vorbehielt, sagten geschulte Beobachter einen so heftigen Kampf um die oberste Gewalt voraus, daß Rußland in eine ernste innere Krise gestürzt werden würde. Ein solcher Kampf könnte das Sowjetreich sehr empfindlich schwächen und vielleicht sogar sein Ende beschleunigen. Er könnte aber auch Kräfte entfesseln, die nicht allein die 750 Millionen Menschen hinter dem Eisernen Vorhang ins Verderben stürzen, sondern unter Umständen auch unser eigenes Leben bedrohen würden.

Das ist der Grund, daß die gewiegtesten Rußlandkenner sich jetzt unablässig bemühen, den spärlichen Informationen über den plötzlich in Ungnade gefallenen Beria, die durch den Eisernen Vorhang sickern, ihr Geheimnis zu entreißen. Das Erregende dabei ist, daß nunmehr, da sich Stein um Stein in das neu entstehende Sowjet-Mosaik einfügt, allmählich ein Bild unvorstellbarer Ränke und Gewalttaten, Verschwörungen und Gegenverschwörungen zutage tritt — Ereignisse, wie sie nur in Schauerromanen ihresgleichen finden. Und wer es unternimmt, das zu entwirren, stößt am Ende, ganz gleich, welcher Spur er folgt, immer wieder auf denselben Urheber: den vierschrötigen, zähen Lawrenti Beria, der jetzt plötzlich der Verfolgte und nicht mehr der Verfolger ist.

Es lohnt sich, gewisse ebenso dramatische wie bedeutsame Ereignisse vor und nach Stalins Tod auf die Anhaltspunkte hin zu untersuchen, die sie zur Entschleierung dieses Kreml-Geheimnisses bieten könnten.

Das Drama beginnt am 13. Januar 1953. Eine aufsehenerregende Meldung kommt über Radio Moskau: neun hochgestellte, größtenteils jüdische Sowjetärzte, die seit langem die höchsten Beamten im Kreml — einschließlich Stalins — ärztlich betreuen, sind wegen Mordes angeklagt. Ihnen wird zur Last gelegt, daß sie im Jahre 1948 Andrej Schdanow, eins der maßgeblichen Mitglieder des Politbüros und einen Kandidaten für Stalins Nachfolge, durch „medizinische Sabotage" getötet hätten; daß sie im Jahre 1945 ein anderes hervorragendes Mitglied des Politbüros umgebracht hätten; und daß sie zur Zeit ihrer Verhaftung geplant hätten,

Lawrenti P. Beria

die Gesundheit führender Sowjetgeneräle zu untergraben. Es verlautet, daß die Ärzte bereits ein volles Geständnis abgelegt haben.

Die freie Welt hält den Atem an. Die verschiedensten Erklärungen über diesen „Ausbruch eines sowjetischen Antisemitismus" schwirren durch die Luft. Aber scharfsichtigere Sachverständige bleiben skeptisch. Sie haben das Gefühl, daß der Antisemitismus vielleicht nur Tarnung ist. Die „Ärzteverschwörung" klingt ihnen eher wie das erste Grollen eines neu heraufziehenden Machtkampf-Gewitters. Sie weckt ahnungsvolle Erinnerungen an die blutigen Säuberungen der dreißiger Jahre, die ganz ähnlich bei den untergeordneten Positionen anfingen und mit der Hinrichtung vieler höchst prominenter Bolschewisten endeten. Wie hoch wird diese neue Säuberung hinaufreichen? Und auf wen ist es letzten Endes abgesehen?

Der Wortlaut der Anklage bietet einen Anhaltspunkt. Er lautet: „Die Staatssicherheitsorgane haben die verschwörerische Organisation der Ärzte nicht rechtzeitig entdeckt." Die Sowjetpresse greift dieses Thema auf und beschuldigt die Staatssicherheitsorgane „verbrecherischer Fahrlässigkeit". In russischen Augen sind das schwere Beschuldigungen, denn bekanntlich begibt sich ein hoher Sowjetbeamter, wenn er krank wird, nicht einfach in einer Klinik oder bei einem Arzt in Behandlung; von der ersten Diagnose an sind während des gesamten Ablaufs der Krankheit jederzeit MWD-Agenten zugegen. Wenn die Ärzte heimlich geplant hatten, Schdanow und die anderen zu beseitigen, dann konnten sie es also kaum ohne Wissen und Unterstützung der Geheimpolizei getan haben.

Verfolgt man diesen Gedankengang weiter, so ergibt sich folgendes: wer immer die „Ärzteverschwörung" aufdeckte, zielte auf jemanden in der obersten Führungsgruppe des Kremls. Solche Anschläge kommen nicht aus subalternen Kreisen. Dahinter konnte nur jemand mit den höchsten Machtbefugnissen stecken. Und der einzige, der diese Macht haben konnte, war der Leiter des Sicherheitswesens der gesamten Sowjetunion, der Mann mit der sanften Stimme und der eisernen Ruhe, der Meister des Terrors — Lawrenti Beria.

Aber das ist doch unmöglich! Seit

1938 war Beria wie ein Fels, den keine Kreml-Brandung erschüttern, keine Verleumdungswelle ins Wanken bringen konnte. Mochten andere Mitglieder des Politbüros Geheimpläne aushecken und um einen Zipfel von Stalins Macht streiten; Berias Aufgabe war es, diese Macht zu schützen. Und das hatte er mit ungewöhnlichem Geschick und Eifer getan. Zwei seiner Amtsvorgänger an der Spitze der Geheimpolizei, Jagoda und Jeschow, waren liquidiert worden; der eine war erschossen, der andere in eine Anstalt gesteckt worden. Beria aber waltete schon seit fünfzehn Jahren seines düsteren Amtes und war immer noch am Leben. Nur wenige hatten je Stalins Vertrauen so lange genossen.

Das Jahr 1952 jedoch scheint tatsächlich für Beria schwierig gewesen zu sein. Es liegen unverkennbare Anzeichen eines Kampfes vor zwischen Malenkow, dem Vertreter der mächtigen Partei (als einem der zehn Sekretäre), und Beria, der die ebenso mächtige Geheimpolizei beherrschte. In diesem Kampf scheint Beria nicht gut abgeschnitten zu haben. Er wird weniger häufig in der Sowjetpresse erwähnt. Es werden keine Fortschritte in der Entwicklung der Atomkraft mehr gemeldet, für die er verantwortlich ist. Eine Säuberung in Georgien beseitigt viele der ihm nahestehenden Männer seines Heimatlandes. Am aufschlußreichsten aber ist die Tatsache, daß in das Ministerium für Staatssicherheit Männer eingeschleust werden, die über Berias Kopf hinweg unmittelbar an Stalin berichten können. Und ausgerechnet diese „entdecken" die „Ärzteverschwörung".

An diesem Punkt beginnt sich das Geheimnis zu lüften. Hier beginnt ganz offensichtlich der Feldzug gegen Stalins mächtigsten Gefolgsmann. Und ebenso offensichtlich ist es für alle, die sich mit Sowjetangelegenheiten befassen, daß ohne die Zustimmung Stalins ein solches Vorgehen unmöglich gewesen wäre.

Warum wandte sich Stalin gegen den Mann, der ihm so lange und so treu gedient hatte? Es gibt eine Anzahl Erklärungen dafür, die jedoch alle auf Vermutungen beruhen. Manche glauben, Stalin sei sich, nachdem er Malenkow als seinen Nachfolger ausersehen hatte, darüber klargeworden, daß ein reibungsloser Übergang der Regierungsgewalt gefährdet sei, solange Beria weiterhin im Besitz seiner gewaltigen Macht war. Denn in Moskau hat nur Macht, wer tatsächlich welche einzusetzen hat. Stalin wäre demnach entschlossen gewesen, von vornherein jede Bedrohung des Mannes auszuschalten, den er zum nächsten Staatsoberhaupt auserwählt hatte.

Nach einer anderen Theorie war der alte Diktator an der Schwelle des Todes vom Verfolgungswahn besessen. Irrsinnig vor Argwohn und in jedem dunklen Winkel des Kremls Verschwörer witternd, wäre Stalin bereit gewesen, auf jeden loszuschlagen, der ihm gefährlich vorkam, ähnlich wie während der Säuberung

der dreißiger Jahre, als er sich einem hysterischen Blutrausch hingab. Und das erste Opfer wäre natürlich der bedrohlich mächtige Leiter der Geheimpolizei gewesen.

Jedenfalls deuten alle Anzeichen darauf hin, daß im Januar dieses Jahres Berias Tage gezählt waren. Nur ein Wunder konnte ihn noch retten.

PLÖTZLICH und ganz unvermutet geschieht dieses Wunder. Knapp zwei Monate nachdem die „Ärzteverschwörung" aufgedeckt worden war, trifft Stalin der Schlag. Drei Tage später, am 5. März, liegt der Diktator auf der Totenbahre.

Beria ist gerettet — für diesmal.

Jetzt, in der eilig umgebauten Sowjethierarchie, steigt Beria höher denn je. Zwar übernimmt Malenkow wie erwartet Stalins Amt als Ministerpräsident der Sowjetunion. Aber gleich hinter ihm taucht Beria als der mächtigste Mann des neuen inneren Kabinetts auf, in dem die höchsten Entscheidungen fallen. Er erhält eine ähnliche Spitzenstellung in dem vierzehnköpfigen Präsidium des Zentralkomitees der Partei (das ist der neue Name des Politbüros). Am wichtigsten aber ist die Tatsache, daß die drei Ministerien, die sich mit Sicherheit befassen, Inneres, Staatssicherheit und Staatskontrolle, fest in seiner Hand liegen.

Höchst fesselnd wird die Angelegenheit jedoch, wenn man versucht, das „Wunder" zu entschlüsseln, das zu so gelegener Zeit in Berias Laufbahn eingegriffen hat. „Die Geschichte von Stalins Tod ist noch nicht geschrieben", schloß nicht lange nach Stalins Beisetzung ein ausländischer Diplomat in Moskau lakonisch einen Bericht an seine Regierung. Andere Beobachter neigen zu derselben Ansicht.

Den westlichen Nachrichtendiensten waren ein paar seltsame, in der Sowjetpresse gemeldete Ereignisse aufgefallen, die kurz vor Stalins Ableben im Kreml eingetreten waren. Am 17. Februar, zwei Wochen vor dem Tod des Diktators, erschien folgende rätselhafte Anzeige auf der letzten Seite der *Iswestija*: „Die Kommandantur des Kremls gibt mit tiefem Bedauern das allzu frühe Hinscheiden des Generalmajors Pjotr Jewdokimowitsch Kosynkin am 15. Februar bekannt und spricht seinen trauernden Hinterbliebenen ihr Beileid aus." Kosynkin war ein Befehlshaber von Stalins Leibwache.

Aus anderen Quellen erfuhr man, daß ungefähr zu derselben Zeit zwei Männer aus Stalins Privatkanzlei unter geheimnisvollen Umständen spurlos verschwunden waren. Und bald darauf entdeckte man etwas noch Bedeutungsvolleres: der Leiter von Stalins Kanzlei, Alexander N. Poskrebyschew, seit dreißig Jahren der engste Mitarbeiter des Diktators, war ebenfalls verschwunden.

Diese rätselhaften Ereignisse erhalten erst im Lichte der Umstände, die Stalins Tod umgeben, ihr ganzes Gewicht. Kein Ausländer in Moskau hat den Diktator in der zweiten Februarhälfte noch am Leben ge-

sehen. Anfang Februar hatte er den indischen und den argentinischen Botschafter empfangen, die ihn bei anscheinend guter Gesundheit angetroffen hatten. Nach dem 17. Februar jedoch hat er sich auf keiner einzigen öffentlichen Veranstaltung mehr gezeigt, und die Sowjetpresse brachte keinerlei Nachrichten über seine Tätigkeit.

Die nach seinem Schlaganfall ausgegebenen amtlichen Verlautbarungen wimmeln von medizinischen Einzelheiten. Aber eigenartigerweise enthalten sie kein Wort darüber, was er an dem Tage, an dem ihn angeblich der Schlag traf, tat oder *wer gerade bei ihm war.*

Nach seinem Tode verschwendeten die neuen Männer im Kreml nur wenig Zeit auf die Verherrlichung des Herrschers, der zu seinen Lebzeiten fast ein Halbgott gewesen war. Die Grabreden waren eher sachlich als ergriffen. Die für die Trauer angesetzte Zeitspanne war überraschend kurz. Nach Stalins siebzigstem Geburtstag hatte die *Prawda* ein ganzes Jahr lang Glückwunschtelegramme veröffentlicht. Nach seinem Tod beschäftigten sich die Zeitungen kaum drei Wochen lang mit ihm.

Vielleicht werden wir die Wahrheit über dieses außerordentliche Kapitel Weltgeschichte nie erfahren. Aber viele der scharfsinnigsten Beobachter sind heute überzeugt, daß das, worauf alle Anzeichen so eindeutig hinweisen, durchaus wahrscheinlich ist: daß nämlich Beria den Tag der Abrechnung hinauszuschieben wußte — durch Mittel und Wege, die seinen finsteren Agenten seit langem vertraut sind. Denn eins wissen wir mit Bestimmtheit: vor Stalins Tod war Beria ein verlorener Mann; Rettung fand er erst — wenn auch nur für kurze Zeit —, als das Herz des Mannes, den er zu verehren vorgab, zu schlagen aufhörte. Und schon auf Grund seiner Erfahrung war er wie kein anderer in Rußland dazu fähig, dieses Herz zum Stillstehen zu bringen.

Und nun folgt der dritte Akt dieses unglaublichen Dramas. Zehn Tage nach Stalins Tod ist Georgi Malenkow die höchste politische Stellung in der kommunistischen Welt als Generalsekretär der Partei los. Das Präsidium — das alte Politbüro — wird von 25 auf 14 Mitglieder vermindert, wobei alle Anhänger Malenkows bis auf fünf ausgeschaltet werden. Diese dramatischen Schachzüge sind ganz offensichtlich das Werk eines ebenso kühnen wie verschlagenen Politikers, der schweigend hinter den Kulissen handelt.

Aber dieses Schweigen sollte bald durch eine aufsehenerregende und in der Sowjetgeschichte einmalige Ankündigung gebrochen werden.

Am 4. April stellte Berias Ministerium für innere Angelegenheiten öffentlich fest, daß *alle Anschuldigungen gegen die in der „Ärzteverschwörung" Verhafteten falsch waren*, die Geständnisse, so heißt es, seien durch „unzulässige Mittel" erpreßt worden; die Ärzte werden freigelas-

sen. Der stellvertretende Minister für Staatssicherheit, Rjumin, dem dieser Fall angeblich unterstand, wird als „verbrecherischer Abenteurer" verhaftet. Der frühere Staatssicherheitsminister Semjon Ignatjew wird der „politischen Blindheit und Leichtfertigkeit" beschuldigt und entlassen. Viele andere Beamte, die von Stalin in das Staatssicherheitsministerium geholt worden waren, werden entlassen oder verhaftet.

Das war ein unglaublich verwegener Gewaltstreich. Die Erklärung, daß die Geständnisse der Ärzte wertlos seien, kommt dem Eingeständnis gleich, daß das gesamte Rechtswesen der Sowjetunion mit seinen von Tausenden gefolterter Opfer erpreßten und nachgeplapperten Geständnissen eine schamlose Komödie war. Die Satellitenländer, die Moskaus antisemitischer Linie gehorsam gefolgt waren, sind bestürzt und verwirrt. *Ihren* Opfern, die im Schnellverfahren abgeurteilt und hingerichtet worden sind, kann kein Freispruch mehr helfen. Beria fühlte sich jedenfalls gezwungen, ohne Rücksicht auf die Folgen dieses verzweifelte Spiel um Kopf und Stellung zu wagen.

Er gewann das Spiel — für den Augenblick, aber nicht für immer. Am 10. Juli verkündete die *Prawda* der betroffenen Welt, daß Beria schließlich selbst „hinweggesäubert" worden ist. Haben Malenkow und die Rote Armee damit den Kampf um die Herrschaft im Kreml endgültig gewonnen? Nur die Zeit kann es lehren.

Kinder schriftlich und mündlich

Als sich mein Söhnchen am 25. März endlich entschloß, sich bei seinem Onkel für das Weihnachtsgeschenk zu bedanken, schrieb er: „Entschuldige bitte, daß ich mich für Dein Geschenk noch nicht bedankt habe. Es geschähe mir ganz recht, wenn Du nun meinen Geburtstag am nächsten Donnerstag vergessen würdest . . ."

Briefwechsel zwischen einem achtjährigen Jungen und seiner kleinen Nachbarin während des Unterrichts: Er schrieb: „Liebe Judy, ich liebe Dich, liebst Du mich auch? Jimmy." Sie antwortete: „Lieber Jimmy, ich liebe Dich NICHT. Alles Liebe! Judy."

Ein Freund von mir hatte Sorgen mit seiner vierzehnjährigen Tochter, die nichts als Kleider im Kopf hatte. Zur gleichen Zeit fand ihre Mutter, sie sei nun alt genug, in die Geheimnisse des Lebens eingeweiht zu werden. Das Mädchen hörte aufmerksam zu, bis die Mutter schloß: „Das wäre alles. Hast du noch eine Frage?"

„Etwas mußt du mir noch sagen, Mutter. Was trägt man bei so einer Gelegenheit?"

B. C.

Die Bewährungshilfe für jugendliche Gesetzesübertreter will dafür sorgen, daß der erste Schritt vom Wege auch der letzte bleibt

Helfen besser als Verurteilen

Von Irving Ben Cooper

In den vierzehn Jahren, die ich als Vorsitzender der am meisten beschäftigten Strafkammer von ganz Amerika tätig war, habe ich mehr als 15 000 Jugendliche wegen ihres ersten schweren Verstoßes gegen das Gesetz verurteilt. Zwei Drittel davon haben später — nachdem sie die Gefängnisstrafe verbüßt hatten, die ich ihnen zudiktieren mußte — schwerere Verbrechen begangen; einige sind sogar auf dem elektrischen Stuhl gelandet. Hätten unserem Gericht nur die nötigen Hilfsmittel zur Verfügung gestanden, dann hätten wir meiner Meinung nach achtzig Prozent dieser unglücklichen jungen Menschen retten können. Und das gilt auch für ähnliche Gerichte in anderen Ländern.

Viele Sozialpolitiker neigen zu der Ansicht, daß jeder, der sich gegen das Gesetz vergangen hat, ins Gefängnis gehört. „Warum Geld hinauswerfen für Schutzaufsicht, Psychiater und dergleichen?" Aus jahrelanger Erfahrung jedoch wissen wir Richter, daß das unterschiedslose Einsperren jugendlicher Sünder mehr als alles andere zu der erschreckenden Zunahme der Verbrechen beigetragen hat. Darum brauchen wir unbedingt vorbeugende und heilende Einrichtungen.

Verhältnismäßig geringfügige Delikte, leichter Dieb-

stahl, Autodiebstahl, Besitz von Rauschgift, Einbrecherwerkzeug und Waffen kommen in New York vor ein besonderes Gericht. Hier haben wir nichts mit hartgesottenen Schwerverbrechern zu tun, nichts mit Geldschrankknackern oder Raubmördern, doch haben fast alle Verbrecher von New York ihre Laufbahn bei uns begonnen.

Aus Tausenden von einander verblüffend ähnlichen Fällen, in denen ein Missetäter zum ersten Mal vor Gericht steht, greife ich wahllos irgendeinen heraus, um zu zeigen, was wir täglich in den Sitzungen erleben. In den Saal trat ein schreckensbleicher Junge von achtzehn Jahren, Charlie, der in der jugendlichen Gangsterbande seines Viertels bereits einen gewissen Ruf genoß. Er versuchte, recht arrogant aufzutreten, doch gelang ihm das nicht ganz; seine Hände zitterten, und die Knie bebten. Von seinem Gesicht war deutlich die heftige Erschütterung abzulesen, die dieser erste schwere Zusammenstoß mit dem Gesetz hervorgerufen hatte: die Verhaftung, die Nacht auf der Polizeiwache, das Verhör, die kriminalpolizeiliche Untersuchung des Falles, das Warten auf die Verhandlung. Solche Erlebnisse graben sich das erste Mal tief in die Seele ein.

Die Anklage gegen Charlie lautete auf den Besitz von Einbrecherwerkzeug. Es stellte sich heraus, daß er das Werkzeug selbst gemacht hatte und gerade benützen wollte, als er verhaftet wurde. Zweifellos war er eines Vergehens schuldig, für das ich ihm drei Jahre Gefängnis hätte geben können. Ich ließ ihn zunächst bis zum Urteilsspruch in Haft behalten.

An diesem Abend ging ich mit dem Gedanken an Charlie nach Hause. Sein Blick hatte um eine letzte Chance gefleht. Ich hatte das Gefühl, als könnte sich bei diesem Jungen ein Rettungsversuch lohnen, und gab Anweisung, seine persönlichen Verhältnisse zu überprüfen. Nach wenigen Tagen hatte ich den Bericht.

Es war ein Fall wie tausend andere. Charlie hatte seinen Vater früh verloren. Seine Mutter hatte schwer arbeiten müssen und nur wenig Zeit für ihre Kinder gehabt. Charlie gehörte zu einer Straßenbande — mehrere seiner Freunde hatten schon mit der Polizei zu tun gehabt. Damit war ihm offenbar die uns so wohlbekannte Verbrecherlaufbahn vorgezeichnet. Dann aber folgten zwei Dinge, die mich aufmerken ließen. Charlie hatte ein leidenschaftliches Interesse für Werkzeuge und Maschinen. Und er ging regelmäßig in die Kirche. Diese Kombination paßte durchaus nicht in das übliche Bild eines Verbrechers.

Vor der Urteilsverkündung bin ich stets etwas nervös. Die meisten Richter empfinden in solchen Augenblicken mit quälender Deutlichkeit, daß das Wohl und Wehe eines Menschenlebens in ihrer Hand liegt. Wir wissen über das Vergehen genau Bescheid; wir sollten aber genau so gut wissen, wie es dazu kam, aber das ist selten der Fall. Mir war sehr wohl bewußt, daß dieser Tag für Charlies

Schicksal entscheidend war. Mit ein paar Worten konnte ich ihn hierhin oder dorthin stoßen: ins Gefängnis und damit auf die Verbrecherlaufbahn — oder auf den Weg in ein geordnetes Leben. Ich warf noch einmal einen Blick auf den Jungen, der mich fragend anschaute, und beschloß, es zu riskieren: ich verkündete drei Jahre bedingten Straferlaß mit Bewährungshilfe.

Charlie unterstand nun einem sogenannten Bewährungshelfer. Zu unserem Gericht gehören 31 männliche und weibliche Bewährungshelfer, die jährlich bis zu 3000 Fälle untersuchen und in etwa tausend Fällen die Schutzaufsicht übernehmen. Es sind alles akademisch gebildete Sozialfürsorger. Aber jedem einzelnen werden viermal soviel Fälle zugeteilt, als er eigentlich bewältigen kann.

„Der wird uns noch einiges zu beißen geben", sagte Charlies Bewährungshelfer nach der ersten Unterhaltung mit seinem neuen Schützling zu mir. „Der Junge hat Energie und Ehrgeiz, nur sind sie leider fehlgeleitet. Er hat nur den einen Wunsch, in seiner Bande eine Rolle zu spielen. Das kann bös ausgehen." Jeder Richter kennt diese düsteren Selbstvorwürfe: hatte man einen schweren Fehler gemacht? „Aber ich habe trotzdem das Gefühl", fuhr der Bewährungshelfer fort, „daß sich bei ihm die Mühe lohnt. Dieser Junge braucht einen richtigen Freund. Er hat noch nie einen gehabt. Jetzt wehrt er sich noch mit aller Macht gegen mich. Aber ich glaube, ich werde ihn doch herumkriegen."

Es dauerte beinahe ein Jahr. Aber im Lauf der Zeit merkte man, wie der Junge sich wandelte. Eines Tages kam der Helfer mit strahlendem Gesicht zu mir. „Wir sind jetzt Freunde", sagte er. „Er hat Vertrauen zu mir. Ich glaube, den haben wir." Und wir hatten ihn. Ein Jahr nachdem Charlie vor Gericht gestanden hatte, war er einer der eifrigsten Schüler einer technischen Fachschule. Abends arbeitete er in einer Reparaturwerkstätte für Maschinen und verdiente genug, um seine Mutter zu unterstützen — wodurch sie wiederum Zeit gewann, sich ihm zu widmen. Die Beziehungen zu seiner Bande hatte Charlie völlig abgebrochen; er hatte jetzt keine Zeit mehr für „solche Kindereien".

Die klugen Bestimmungen der New Yorker Gesetze für jugendliche Sünder haben es mir nicht nur ermöglicht, die Akte Charlie zu schließen, sondern sie auch mitsamt den Fingerabdrücken so abzulegen, daß sie ihm auf seinem weiteren Lebensweg nicht mehr schaden kann. Er ist heute ein geachteter Mitbürger und hat ein ungefährdetes, aussichtsreiches Leben vor sich.

Die jungen Menschen, die zum erstenmal straffällig werden, lassen sich im großen ganzen in drei Gruppen einteilen. Ein Drittel besteht aus leichtsinnigen jungen Leuten, die ins Unglück gestolpert sind und nun mit Schrecken erkennen, in welche Lage sie sich gebracht haben. Die

meisten von ihnen sind bereits auf dem Wege der Besserung, wenn das Polizeiauto sie zur Wache bringt.

Die zweite Gruppe jedoch stellt uns vor große Schwierigkeiten. Hierher gehören die Grenzfälle: Menschen, die durch ihre Veranlagung, unerquickliche Familienverhältnisse und verderbliche Umwelteinflüsse auf Abwege kommen. Sie bilden ungefähr die Hälfte aller derer, die zum ersten Mal mit dem Gesetz in Konflikt geraten. Nach ihrem ersten Vergehen können diese Jugendlichen unter verständnisvoller Leitung und hilfreichem Zuspruch wieder auf den rechten Weg zurückfinden. Aber das braucht Zeit. Man muß mit Rückfällen rechnen. Sie bedürfen monatelanger geduldiger Hilfe.

Ein Neunzehnjähriger hat vor kurzem das Hauptproblem dieser mittleren Gruppe sehr eindeutig formuliert: „Herr Richter", meinte er ernst, „wenn man immer bloß das Gefühl hat, daß man überall zuviel ist und ewig nur herumgestoßen wird, dann geht man hin und versucht, sich durch einen großen Raubüberfall hervorzutun. Bloß, weil man sonst das Gefühl hat, daß nichts mit einem los ist. Sie müssen diesen Jungen nur das Gefühl geben, daß sie jemand sind — daß sie anständige Kerle sind, meine ich —, dann machen sie keinen Raubüberfall mehr. Verstehen Sie, was ich meine?"

Er hatte recht.

Diese Gruppe wird von uns falsch behandelt. Wir sperren zu viele von ihnen ein. Wir müssen es tun — wir haben einfach keine Möglichkeit, sie wieder auf den rechten Weg zu führen.

Bewährungshilfe auch bei uns bewährt

In Deutschland beginnt die versuchsweise eingeführte Bewährungshilfe für erstmals straffällige Jugendliche sich ebenfalls segensreich auszuwirken. Da ist zum Beispiel der Fall Alfred H. Er war noch nicht ganz 21 Jahre alt, als er wegen eines schweren Altmetalldiebstahls verurteilt wurde. Aber statt ihn für drei Monate ins Gefängnis zu stecken, gab man ihm drei Jahre Bewährungsfrist. Das heißt, die Strafe wird unter der Voraussetzung erlassen, daß er nicht erneut mit dem Gesetz in Konflikt gerät und in ständigem Kontakt mit seinem Bewährungshelfer seinen Unterhalt durch ehrliche Arbeit verdient.

Nicht nur, daß Alfred diese Bedingungen erfüllte, er half auch freiwillig aktiv mit, holte neue Schützlinge aus der Untersuchungshaft ab, stand ihnen nachher zur Seite und zeichnete sich in der Gruppenarbeit der Bewährungshilfe besonders aus.

Die bisherigen Erfolge sind so ermutigend, daß im neuen Jugendgerichtsgesetz vom 3. Juli 1953 die Bewährungshilfe für alle Bundesländer als ständige Einrichtung vorgesehen ist.

Weitere Auskünfte erteilt der „Verein Bewährungshilfe e. V.", Bonn, Drachenfelsstr. 1, dem es zum großen Teil zu verdanken ist, daß heute die Bewährungshilfe auch in Deutschland Jugendliche vor den verhängnisvollen Folgen einer ersten Gefängnisstrafe schützt.

Verhältnismäßig leicht ist die Antwort auf die Frage, wie die augenscheinlich unverbesserliche dritte Gruppe zu behandeln ist. Diese Jugendlichen mißbrauchen alle Milde und jede Gelegenheit zur Besserung, die man ihnen bietet. Vielleicht ermöglichen uns eines Tages psychiatrische und andere Methoden, sie zu retten. Wie die Dinge heute liegen, ist das Gefängnis der einzige Platz für diese gefährlichen Feinde der menschlichen Gesellschaft.

Jedes halbe Jahr halte ich als Vorsitzender des Jugendgerichtshofs eine Spätsitzung für über hundert Jugendliche ab, die einen Antrag auf vorzeitige Beendigung ihrer Bewährungsfrist gestellt haben. Ich überprüfe alle Fälle sorgfältig und gebe die meisten dieser jungen Leute frei. Doch vorher lasse ich sie vor den Richtertisch treten. „Ihr alle seid vor Gericht gekommen", sage ich zu ihnen, „weil ihr euch etwas habt zuschulden kommen lassen. Die Richter hätten euch alle ins Gefängnis stecken können. Statt dessen haben sie euch Bewährungsfrist zuerkannt. Heute abend bittet ihr mich, diese Frist abzukürzen. Ich habe Vertrauen zu euch. Euer Vergehen liegt nun hinter euch. Wir löschen es aus. Daß ihr euch gewandelt habt und mit euren Schwierigkeiten fertig geworden seid, das spricht für euch. Wir verlangen nichts von euch, als daß ihr gute Bürger werdet." Jedesmal straffen sich dann die jungen Schultern, in hundert Augenpaaren leuchtet es auf.

Nicht der Richter ist es, der diese Milde walten läßt, sondern der Staat. Möge sich jeder fragen, ob die Gerichte seiner Heimat die Befugnisse und die geschulten Kräfte besitzen, die erforderlich sind, um jugendliche Sünder wieder auf den rechten Weg zurückzuführen. Ist das nicht der Fall, so möge er daran mitarbeiten, diese Einrichtungen zu schaffen. Denn um die Krankheit der Seele, die so viele Jugendliche zu Verbrechern macht, zu heilen, sind Geld- oder Gefängnisstrafen nicht die richtigen Mittel.

Angewandte Wissenschaft

Ein junger Medizinstudent verliebte sich in ein Mädchen. Er rief sie an und nahm sie mit zu einem Fußballspiel. Er lud sie mehrmals ins Kino und zum Essen ein, schickte ihr Blumen und was sonst dazu gehört.

Unglücklicherweise konnte der junge Mann bei alledem nicht herausbekommen, wie seine Chancen standen. Einmal saßen sie miteinander auf dem Sofa. Er wußte nicht recht, was er jetzt sagen oder tun müsse. Sie sah so reizend aus, aber weder in ihrer Miene noch in ihren Augen war ein besonderes Gefühl zu lesen. Da blieb sein Blick an ihrer Halsschlagader hängen. Er zählte die Pulsschläge. Die Zahl war so weit über dem Durchschnitt, daß er sie in die Arme nahm. Sie heirateten selbstverständlich und sind miteinander glücklich. H. A. B.

Die zweite Mrs. Ellenoy

Aus dem Buch „Life Among the Savages"

von Shirley Jackson

Als ich eines Morgens zum Küchenfenster hinausschaute, sah ich meine älteste Tochter bis zu den Knien in einer Schmutzlache stehen. Die Hände am Geschirrtuch abtrocknend, steuerte ich auf die Hintertüre zu.

„Johanne!" sagte ich scharf, „was tust du in diesem Schmutzloch?" Meine Tochter schaute mich vergnügt an: „Ich bin doch Mrs. Ellenoy", antwortete sie. „Johanne ist dort drüben." Und sie zeigte nach „dort drüben".

Johanne war nun beinahe fünf Jahre alt, und es war keine Kleinigkeit, immer im Kopf zu behalten, ob man es gerade mit Hanni Ellenoy oder mit einem kleinen Mädchen mit sieben Töchtern namens Martha zu tun hatte! Doch in unserem Haushalt geht sowieso alles drunter und drüber, und so regte sich niemand besonders auf, als Johanne anfing, sich abwechselnd Hanni, Anne, Linda, Barbara, Sally, Margaret, Marilyn und — habe die Ehre — Mrs. Ellenoy zu nennen. Die *zweite* Mrs. Ellenoy.

Die erste Mrs. Ellenoy — das wußte ich von Johanne persönlich — war eine liebe, nette Frau, Mutter von sieben Töchtern, die alle Martha hießen, und sie und ihr Mann hatten immer sehr viel miteinander gestritten, und eines schönen Tages hatten sie eine solche Wut, daß sie aufeinander losgingen und sich mit Schwertern umbrachten. So kam es, daß meine Tochter die zweite Mrs. Ellenoy wurde und sieben Stief-

töchter namens Martha erbte. Wenn sie nicht gerade Hanni, Linda, Barbara, Sally und so weiter hieß, sondern Mrs. Ellenoy war, durften ihre Töchter diese Namen führen, was ein fortwährendes, verwirrendes Umtaufen zur Folge hatte.

Der wunde Punkt der ganzen Angelegenheit war, daß man selbst dabei leicht den kürzeren zog. An jenem Morgen an der Hintertüre sprach ich doch tatsächlich in die leere Luft — wo meine Tochter hindeutete! „Johanne!" rief ich, „gehst du gleich aus diesem Schmutzloch heraus!"

„Sofort gehst du heraus!" wiederholte Mrs. Ellenoy mit Nachdruck. Sie schaute mich an: „Ich weiß nicht, was wir noch mit ihr anfangen sollen." Dann sagte sie wieder: „Johanne, hast du nicht gehört, was deine Mutter dir befohlen hat? Geh augenblicklich aus diesem Schmutzloch heraus!" Sie nickte mir beruhigend zu. „Sie wird bestimmt gleich hereinkommen", sagte sie. „Ich bleibe solange hier und warte." Ich ging unter Selbstgesprächen ins Haus zurück, und eine Minute später steckte Mrs. Ellenoy den Kopf zur Küchentür herein. „Martha ist draußen", verkündete sie. „Und sie hört nicht eher auf zu weinen, als bis du ihr einen Keks gibst."

„Einer kleinen Schmutztrine gebe ich keinen Keks", sagte ich.

„Aber Martha ist ja gar nicht schmutzig!" argumentierte Mrs. Ellenoy. „Das war doch die böse Anne! Martha hat die ganze Zeit artig unterm Apfelbaum gespielt."

Eines Tages blickte ich in das Arbeitszimmer meines Mannes, als Johanne sich gerade neben ihrem Vater auf die Couch setzte, ein Märchenbuch unterm Arm. Mit dem süßesten Lächeln fragte sie ihn: „Liest du mir ein bißchen vor?" Ich hatte im Haus zu tun, und immer, wenn ich am Arbeitszimmer vorbeikam, hörte ich den gemütlichen Brummbaß meines Gatten, der unentwegt dem glücklichen Ende eines Märchens entgegenlas. Schließlich öffnete ich einmal die Tür und sah ihn zu meinem Erstaunen sich selbst vorlesen. „Du liest immer noch? Und allein?" fragte ich.

„Ich lese doch Marilyn vor, bis Johanne zurückkommt", sagte er, ohne von seinem Buch aufzuschauen.

Ich ging in den Garten, wo meine Tochter unter dem Apfelbaum saß und zeichnete. „Vater liest Marilyn immer noch vor", sagte ich beiläufig. „Ich weiß", nickte meine Tochter. „Ich konnte nicht mehr stillsitzen und bin darum hinausgegangen."

Wir spielten Ball, pflückten Blumen, telefonierten — und mein Mann las. Endlich ging meine Tochter zu ihm ins Zimmer zurück, sagte freundlich: „Rück ein wenig zur Seite, Marilyn", und machte es sich bequem, um das Ende des Märchens zu hören.

Vor den Ellenoys war man nie und nirgends sicher. Eines denkwürdigen Tages nahm ich Johanne und Peter mit in ein Warenhaus. Wir hatten uns alle hübsch gemacht: Johanne trug ihren guten, dunkelroten Mantel; Peter hatte den Anzug an, der

ihm ein wenig zu klein ist, trug seine Cowboysporen und zwei Cowboyrevolver mit perlenbesetzten Griffen.

Als wir die Rolltreppe betraten, mahnte ich ängstlich: „Gebt acht, Kinder!"

„Linda", wiederholte Johanne ängstlich besorgt, „gib acht, wenn die Rolltreppe zu Ende ist. Susan, sei vorsichtig. Linda, jetzt mußt du springen. Barbara, hilf doch Linda! Marilyn, warte, bis du dran bist! Margaret ..."

„Johanne", sagte ich, „bitte hör auf. Sie können's alleine." Denn langsam stieg in mir ein altbekanntes, fürchterliches Gefühl auf: von wahren Menschenhorden angestarrt zu werden — von Verkäuferinnen, Abteilungsleitern, Müttern mit untadeligen Kindern und vielleicht sogar von Jugendfürsorgern.

Ich hatte Johannes Puppenwagen unter dem Arm, und als ich ihn abstellte, pflanzte sich Johanne dahinter auf und sagte mit sanfter Stimme: „Linda und ihr andern! Alles hinter mir aufstellen, bitte!"

Ein Mann, der uns beobachtete, maß Peter mit einem langen Blick, maß Johanne mit einem langen Blick. Und dann maß er mich mit einem Blick, der unergründlich war.

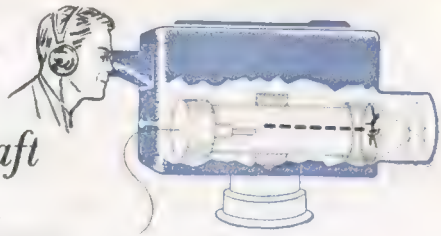
Es war im Restaurant, als das Schlimmste eintrat. Scheinheilig im Kreise lächelnd, sagte ich: „Wir wollen doch an unsere guten Manieren denken, nicht wahr?"

In dem Moment, als die Kellnerin die Suppe auf den Tisch stellte, versuchten alle sieben Ellenoymädchen auf Mrs. Ellenoys Schoß zu klettern. „Ihr könnt jetzt nicht auf meinem Schoß sitzen! Seht ihr denn nicht, daß ich am Essen bin?" rief Mrs. Ellenoy erzürnt. Die Kellnerin schaute mich fassungslos an und trat einen Schritt zurück — direkt in Peters Sporen.

Als Johanne dann in die Schule kam, fuhren die Ellenoys weg. Johannes gesamte Kinderschar — so verlautete aus zuverlässiger Quelle — zog sich auf eine Viehfarm in Texas zurück, von wo die Mädchen spärliche und unleserliche Briefe an ihre Mutter schrieben.

Doch ehe sie endgültig von der Bildfläche verschwanden, kam der schwarze Morgen, an dem die Dame von der Volkszählung uns besuchte. (Sie erschien, bevor ich angekleidet war, und Johanne unterhielt sie so lange). Und die Ellenoys waren verantwortlich für den unangenehmen Zwischenfall, als meine Tochter zu mir hereintrottete und verkündete: „Draußen ist noch eine Dame! Sie heißt Mrs. Harper und will wissen, ob du ihr einen Dollar gibst." Geistesabwesend antwortete ich: „Sag Mrs. Harper, sie darf sich einen Penny von meinem Schreibtisch nehmen, und dann soll sie mich gefälligst in Ruhe lassen!" Meine Tochter richtete das Mrs. Harper aus, und Mrs. Harper ging — empört und leicht verstört.

Ich aber wurde in die Akten des Schulvereins mit dem Vermerk eingetragen: „Verweigert Beitragszahlung!"



Wissenschaft im Alltagsleben - V

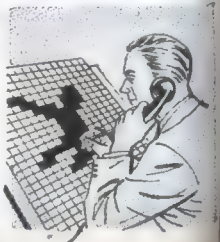
Von Harland Manchester

Das Fernsehen ist eine äußerst komplizierte Erfindung und doch in seinem Prinzip von bestechender Einfachheit. Wenn man Bleistift, kariertes Papier und Telefon zur Hand hat, kann man einem anderen, der über die gleichen Utensilien verfügt, ohne weiteres durch den Draht ein Bild „senden". Während man das Bild nämlich Feld für Feld zeichnet, gibt man dem Partner telefonisch nicht nur die Lage des Quadrats an, das gerade an der Reihe ist, sondern auch den Helligkeitsgrad, mit dem man es schattiert. Indem der andere diesen Anweisungen folgt, entsteht auf seinem Papier genau das gleiche Bild.

Das ist es, was beim Fernsehen vor sich geht. Helle und dunkle Pünktchen werden abgelesen und in elektrische Befehle übersetzt, die vom Empfänger getreulich ausgeführt werden, und zwar so schnell, daß Millionen von Feldern ausgefüllt sind, ehe unsere beiden Zeichner noch mit dem Bleistift ihr Papier berührt hätten.

Die Hauptarbeit bei einer Fernsehübertragung wird von zwei Röhren geleistet: der Kameraröhre, die das Bild im Studio zerlegt, und der Empfängerröhre, die es bei Ihnen zu Hause wieder zusammensetzt. Diese beiden Röhren sind in vieler Beziehung Zwillinge. Jede hat einen lichtempfindlichen Bildschirm, auf dem ein zeigerartiger Elektronenstrahl spielt.

In der Fernsehkamera wird die Szene, die man aufnimmt, durch die Linse auf einen Glasschirm geworfen, der mit einer Schicht von Tausenden und aber Tausenden lichtempfindlicher Pünktchen bedeckt ist. Diese Pünktchen spielen die Rolle der oben erwähnten Felder. Jedes erzeugt bei Lichtauffall eine elektrische Ladung, deren



Stärke vom Helligkeitsgrad dieses Lichts bestimmt wird. Die von der Linse eingefangene Szene wird also auf dem Schirm in ein reich „schattiertes" Muster elektrischer Impulse übersetzt. Aus der „Elektronenspritze" im Hals der Röhre wird ein Elektronenstrahl auf den Bildschirm geworfen und hier durch elektromagnetische Steuerung hin und her geführt. Der Strahl tastet die Pünktchen reihenweise von links nach rechts ab — gerade so, wie das Auge die Buchstaben einer Zeile — und nimmt dabei die elektrische Ladung jedes Pünktchens auf. Mit Hilfe von Verstärkerröhren und einem System von Widerständen, Kondensatoren, Filtern und anderen wichtigen Teilen entsteht ein stetiger Fluß elektrischer Botschaften, die der Sendeturm ausstrahlt.

Im Empfangsgerät kehrt die Bildröhre die Wirkungsweise der Kameraröhre um: sie verwandelt Elektrizität in Licht zurück. Der Elektronenstrahl, der mit seinem in der Kamera tätigen Zwilling mit Hilfe einer Steuerungsvorrichtung synchron läuft, jagt hier über den „Fluoreszenzschirm" und erregt mit seiner jeweiligen elektrischen Ladung in jedem Pünktchen dieses Schirms den Impuls, eine entsprechende Lichtmenge abzugeben, die gleiche Lichtmenge nämlich, die sein Gegenstück in der Aufnahmekamera empfangen hat. Um ein Flimmern zu vermeiden, richtet man es so ein, daß die beiden Elektronenstrahlen — die in der Kameraröhre und die in der Empfängerröhre — immer eine Pünktchen-„Zeile" überschlagen, dann zurückspringen und die fehlende Zeile nachtragen.

Auf dem Bildschirm des Fernsehempfängers entstehen in jeder Sekunde 25 vollständige Stehbilder, von denen jedes aus annähernd 500 000 verschieden stark schattierten Pünktchen zusammengesetzt ist. Da unser Auge den von einem Bild empfangenen Eindruck zum nächsten Bild mit hinübernimmt, die Bilder also in fließender Folge aneinanderreiht, haben wir beim Betrachten des Bildschirms die Illusion einer ununterbrochenen Bewegung, eines „lebenden Bildes".

WIR NEIGEN allzu sehr dazu, uns auf Zahlen zu verlassen. Denken Sie nur an die Geschichte von dem Mann, der ertrank, als er einen Fluß durchquerte, der im Durchschnitt nur einen halben Meter tief war.

HENRY J. TAYLOR

Wiedergeburt einer Stadt

Aus The Denver Post

von Karl Detzer

In blinder Zerstörungswut raste der Kaw durch sein enges Tal, brach bei dem Städtchen Manhattan in Kansas über die Ufer und erzwang sich mit seinen schlammigen Fluten einen Weg mitten durch das Herz der Stadt. Zwei Meter hoch quirlten die gelben Wasserstrudel durch das Rathaus.

Aus trübem Schlamm erhob Manhattan sich zu neuem Leben

Die Überschwemmung riß entwurzelte Bäume mit sich, von denen fast sämtliche Schaufensterscheiben im Ort zerschmettert wurden, spülte Waren und Einrichtungsgegenstände fort, verstopfte elf Kilometer Abwasserrohre mit Sand, riß riesige Löcher in die Straßendecken und ließ 4800 Einwohner von insgesamt 19 000 obdachlos zurück.

Am dritten Abend des Hochwassers, am 12. Juli 1951, starrte eine mutlose kleine Schar von Bürgern trostlos auf die meilenweite Verwüstung hinaus — Schäden, die durch keine Versicherung gedeckt waren. „Das ist das Ende", sagte einer. „Wir sollten uns lieber schleunigst in einer anderen Gegend unseren Lebensunterhalt suchen."

Ein hagerer, hochaufgeschossener jüngerer Mann mit vorzeitig ergrautem Haar stapfte in seinen verdreckten Stiefeln vorüber und drehte sich bei diesen Worten hastig um.

„Sie irren sich, mein Freund", erklärte er mit Nachdruck. „Manhattan ist nicht tot. Es wird rasch wieder obenauf sein und besser dastehen als je."

Während er weitereilte, fragte jemand: „Wer war das?"

„Bart Avery", lautete die Antwort, „der neue Stadtdirektor. Erst zehn Tage vor dem Hochwasser hergekommen."

Gemeinsam mit dem Technischen Direktor und dem Bürgermeister der Stadt faßte Avery die ganze Einwohnerschaft zur Selbsthilfe zusammen, ließ das Trinkwasser reinigen und chloren, verschaffte den Hungrigen Nahrung und den Obdachlosen Unterkunft. Als die Überschwemmung zurückging, dachte er an die Zukunft.

„Erwarten Sie nicht, daß all Ihre Probleme von oben her gelöst werden", sagte er zu den Leuten. „Ich verspreche Ihnen, daß die Stadt das Ihrige tun wird — aber Sie als Bürger werden auch Ihr Teil dazu beitragen müssen. Wir stecken alle im selben

Dreck und können uns durch gemeinsame Anstrengung auch wieder herausarbeiten."

Seine Worte wurden beherzigt. Als das Hochwasser verebbte, machten sich die Einwohner, Kaufleute, Bankiers, Arbeiter, die Vereine, Kirchengemeinden und Schulen zusammen an die Aufgabe, den Schlamm fortzuräumen, der dreißig Zentimeter hoch in der Stadt lag.

Heute hat Manhattan wohl von allen Kleinstädten Amerikas prozentual die meisten funkelnagelneuen Ladenfronten und Büroeinrichtungen und die modernsten Pläne für die Verbesserung der kommunalen Einrichtungen. Es ist ein blitzblankes Gemeinwesen geworden, das sein Gebiet um ein Viertel vergrößert, seine Einwohnerzahl um 1000 vermehrt und sein Vermögen um eine Million Dollar erhöht hat. Handel und Gewerbe blühen wie nie zuvor.

Unterstützt von der Stadtverwaltung, die die Aufbaupläne aufeinander abstimmte, Verbesserungen anregte und allem unnützen Aufwand entgegentrat, übernahmen besonders aktive Mitbürger die Führung. Die Stadt legte eine Anleihe auf und konnte so mehr Gelände erwerben, mehr Grünanlagen schaffen und menschenunwürdige Behausungen ausmerzen.

Das Hochwasser hatte das einzige Elendsviertel der Stadt unbewohnbar gemacht. „Kaufen wir doch einfach das ganze Gebiet auf und machen einen Park daraus!" schlug der städtische Ausschuß vor. „Auf der anderen Stadtseite wird ein Stück höherliegendes Gelände hinzugekauft, wir legen neue Straßen an und geben der Privatindustrie die Möglichkeit, dort für die Opfer des Hochwassers neue Häuser zu bauen!"

Heute, kaum zwei Jahre später, stehen auf den Parzellen, die jeder Familie Raum für einen eigenen Gemüsegarten bieten, 102 saubere Häuschen. Einheimische Architekten haben die Pläne entworfen, und einheimische Baufirmen haben die Häuser gebaut, in denen lauter Hochwassergeschädigte wohnen, die größtenteils vorher kein eigenes Haus besessen hatten. Die Mittel sind durch eine vom Staat garantierte Anleihe aufgebracht worden. Fünfzig weitere Häuser sind im Bau. Die Geschäftsleute, die hier Geld investiert haben, begnügen sich bei dieser Kapitalanlage mit einem bescheidenen Gewinn.

Das größte Unternehmen in Manhattan ist eine Versicherungsgesellschaft, deren alte Geschäftsräume im Zentrum überschwemmt wurden, wobei das gesamte Aktenmaterial aufweichte. Die Direktion sah keinen anderen Ausweg, als in eine andere Stadt überzusiedeln. Stadtdirektor Avery begab sich sofort zu der in dieser Angelegenheit einberufenen Vorstandssitzung.

„Warum errichten Sie nicht auf der Höhe am westlichen Stadtrand ein neues Gebäude?" fragte er. „Sie sparen dabei die Unkosten für den Umzug von ein paar hundert Ange-

stellten und die Mühe, Wohnungen für sie zu beschaffen. Platz zum Parken hätten sie da draußen gleich hektarweise. Und der Umzug der Büros wäre ganz einfach."

„Wie steht es mit Straßen, Wasser, Kanalisation?" fragten die Direktoren.

„Werden wir alles machen", versprach Avery.

Die Direktion faßte einen neuen Entschluß, und so steht heute ihr Neubau schon fast fertig da. Die Straßen sind angelegt, alle Leitungen angeschlossen. Und überall rings um die ganze Anlage wachsen dort, wo noch vor zwei Jahren nur unbebaute Felder waren, neue Häuser für die Angestellten empor.

Als die Stadt mit dem Bau der neuen Straßen begann, hatte sie kaum die Hälfte des dazu erforderlichen Geldes. Ein Verein von Kaufleuten erbot sich, die andere Hälfte beizusteuern und überdies in der Freizeit praktisch mitzuarbeiten.

Durch gesellschaftliche Veranstaltungen, Volksfeste und Theateraufführungen des Vereins kamen 3700 Dollar zusammen. Die Mitglieder zogen Overalls an und leisteten einen praktischen Beitrag in Form von vielen hundert Arbeitsstunden.

Mitglieder des Rotaryklubs bauten eine Wartehalle aus Beton als Endstation für Autobusse in einem der städtischen Parks. Andere halfen beim Wiederaufbau, Anstrich und der Ausstattung eines Bürgerschaftshauses, das von den Kirchengemeinden, von Klubs und den verschiedensten Organisationen für ihre Zusammenkünfte benützt wird.

Noch immer spricht Manhattan von den „hundert Tagen", die nötig waren, um achtzehn Kilometer Kanalisation und achtzehn von den zwanzig schwer beschädigten Hauptwasserleitungen zu reparieren, auf hochwassersicherem Gelände die Pumpstation wieder aufzubauen und die aufgerissenen Straßen und Gassen im Geschäftsviertel neu zu pflastern.

Finanziell ist Manhattan jetzt, zwei Jahre nach der Überschwemmung, wieder gesund.

Im vorigen Jahr hat die Einwohnerschaft eindreiviertel Millionen Dollar für Neu- oder Wiederaufbauten ausgegeben und wird in diesem Jahr etwa die gleiche Summe investieren. Es wird fleißig gearbeitet, aber auch — in den zusammen 64 Hektar großen Parks und den beiden städtischen Schwimmbädern — fleißig Sport getrieben.

Bart Avery weist jedes Verdienst an der Wiedergeburt seiner Stadt zurück und betont, „doch nur ein Mann der Verwaltung und des Finanzwesens" zu sein. Aber zweifellos ist er es gewesen, der den Wiederaufbau angekurbelt und geleitet hat.

Der Kaw bleibt eine Gefahr. Jahre mögen vergehen, ehe die flußaufwärts entstehenden neuen Schutzdämme fertig sind. Aber Manhattan läßt sich von ein bißchen Schlammwasser — irgendwann in der Zukunft — nicht seinen Pioniergeist und seinen Enthusiasmus verwässern.

Vater in doppelten Nöten

Von David O. Woodbury

WENN es sich ums Kinderkriegen handelte, stand meine Frau mit Krankenhäusern auf dem Kriegsfuß. „Mein Kind wird zu Haus geboren", erklärte sie rundheraus, als es bald soweit war. „Mein Kind bekomme ich, und sonst niemand!"

Wir redeten auf sie ein — der Arzt, die Familie und ich. Vergebens.

Die Niederkunft fand um zwei Uhr nachts statt, mitten in einem wütenden Gewitter. Unsere Kinder sind sämtlich unter Donner und Blitz zur Welt gekommen. Vermutlich tun das die meisten Kinder. Aber dies übertraf alles Bisherige: es war ein Milliarden-Volt-Weltuntergang.

Mit dem inhaltsschweren Satz „Es kommt, Schatz!" hatte meine Frau mich durch unermüdliches Rütteln mühsam aus einem tosenden Alptraum geholt. Verschlafen und ungläubig, denn es war eine Woche zu früh, stolperte ich ans Fenster.

Mancher angehende Vater wäre da wohl etwas nervös geworden. Dieser hier nicht — keine Spur — wenigstens nicht übermäßig

Draußen ging es höchst ungewöhnlich zu: die Straße war ein reißender Fluß, der unter den Blitzen hellgrün aufleuchtete.

„Gott stehe dem armen Doktor bei in so einer Nacht", brummte ich und langte nach meinen Sachen. „Bist du auch ganz sicher?"

Meine Frau lag lächelnd da, die Augen auf den Wecker gerichtet. „Unterbrich mich nicht", sagte sie, „ich zähle."

Einen Moment Stille. „So!" verkündete sie dann befriedigt. „Eine Minute vierzig Sekunden von einer Wehe zur anderen. Ich hätte dich schon vor einer halben Stunde wecken sollen."

Es ist schon viel geschrieben wor-

den über Väter, die in Klinikgängen Kilometer um Kilometer zurücklegen und dabei meterweise Zigaretten rauchen, während der streng geheime Prozeß der Geburt in irgendeinem undurchdringlichen medizinischen Dschungel, genannt Entbindungssaal, vor sich geht. Kaum jemals ist aber von jenem Unglücklichen die Rede, den die Ereignisse im eigenen Heim überfallen.

Oh, selbstverständlich. Taxichauffeure spielen immerzu in ihren Wagen die Hebamme und berichten dann den Zeitungsreportern ausführlich über ihre Heldentaten. Ich bin aber kein Taxichauffeur.

Wir waren allein. Das alte Kindermädchen meiner Frau, das eine Woche später kommen sollte, wohnte 800 Kilometer entfernt. Eigentlich hätte ich Genugtuung darüber empfinden müssen, daß Elsie sich diesmal so fürchterlich verrechnet hatte. Ich dachte nicht daran. Ich hatte einfach Angst.

Elsie hatte Gott sei Dank keine. „Sage Dr. Blake", überschrie sie den Donner, „daß sie jetzt alle anderthalb Minuten kommen. Er soll sich beeilen."

Ich stolperte die Treppe hinunter, nahm den Hörer ab und erwartete, als ich die Nummer wählte, einen tödlichen elektrischen Schlag. Zu meinem Erstaunen blieb er aus. Am anderen Ende hörte ich das vertraute Freizeichen. Wunderbar, so ein Telefon, das auch unter solchen Umständen ohne Mucken seine Pflicht tut!

Plötzlich waren Wehleidigkeit und Schläfrigkeit verschwunden. Der Arzt antwortete nicht. Das war schlimm. Ich saß da und starrte auf den Apparat.

Vielleicht schlief er. Ich wartete eine Minute und rief wieder an. Da ging draußen ein wütender Blitz nieder. Aus dem Hörer schlug mir lautes Krachen ans Trommelfell.

Ich stand verwirrt in der Mitte des Zimmers. Was man in einer solchen Lage vor allem braucht, ist ein klarer Kopf. Wo war mein Kopf? Er war an Ort und Stelle, schön — aber es war nichts drin.

Von oben kam die Stimme meiner Frau: „Sag ihm, er soll sich beeilen. Sie kommen schon jede Minute."

„Er ist nicht zu Hause", schrie ich zurück. „Er antwortet nicht."

„Dann rufe seinen Vertreter an", befahl sie ungerührt. „Ich komme nicht auf den Namen, er steht aber auf dem Block."

Ja natürlich! Ich wählte die neue Nummer und erhielt auch sofort Antwort — von einer Frauenstimme. Nein. Dr. Tate war nicht da. Nein. Woher sollte sie wissen, wann er wiederkommt? Sie hängte ein. Ich mußte allein zurechtkommen.

Denk nach, knurrte ich mich selber an. Du sollst ja das Kind nicht bekommen. Aber einen Einfall könntest du wenigstens zur Welt bringen, nicht wahr?

Ich blätterte wild im Telefonbuch.

„Hast du ihn schon erreicht?" rief Elsie. Klang ihre Stimme nicht etwas gequält?

Ich raste durch das Buch. Da, meine Hände flogen: *Ärzte!* Endlich! Ich suchte einen Namen heraus, mit einer Adresse, die in unserer Nähe zu sein schien (Wehen nun schon jede Minute) und drehte die Nummer.

Ein gewaltiger Donnerschlag ertönte draußen und warf einen Teller vom Küchenbord. Aber in der unvermittelten Stille danach hörte ich das Rufzeichen am anderen Ende. Eine Frauenstimme meldete sich. Frauen, nichts als Frauen! Waren denn heute nacht nur Frauen auf der Welt?

Eine müde Stimme sagte: „Der Doktor ist nicht da. Tut mir leid."

Ehe sie noch aufhängen konnte, rief ich: „Was ist denn heute los? Kein einziger Arzt ist zu Hause!"

Die müde Stimme wurde böse. „Natürlich nicht. Sie sind alle bei dem Unglück."

„Unglück? Was denn für ein Unglück? Wo?"

„Das Eisenbahnunglück . . ."

Ich ließ den Hörer auf die Gabel fallen. Dann riß ich mich zusammen. Gut! Was ein Taxichauffeur konnte, noch dazu in seinem Wagen, das konnte ich in einem Haus auch.

Ich ging in die Küche, nahm den größten Topf, den ich finden konnte, ließ ihn voll Wasser laufen und setzte ihn auf den Herd. Kleine Kinder kommen, soviel ich wußte, immer mit viel heißem Wasser auf die Welt.

„Was *machst* du denn da unten?"

Die Stimme klang jetzt etwas klagend. Das gab mir einen Ruck. Ich ging ins Schlafzimmer und log frisch drauflos.

„Er kommt, Elsie. Es kann aber noch eine Weile dauern. Sein Wagen springt nicht an."

„Du könntest ihn doch holen." Sie sah zu mir auf, mit dem uralten hilfeflehenden Blick der Frauen an der Schwelle der Mutterschaft.

„Sei nur ganz ruhig", erwiderte ich.

Sie lächelte. Ergreifend, dieses Vertrauen zu mir. Ich wagte einen verzweifelten Vorstoß.

„Ich gebe dir jetzt etwas Chloroform", sagte ich leichthin. „Dann geht alles etwas langsamer."

„Chloroform? Wir haben keins."

Wir hatten. Und ich wußte es. Eine Flasche voll stand im Keller, um überzählige Kätzchen aus der Welt zu schaffen. Im Nu war ich damit wieder oben und goß etwas davon auf ein Taschentuch.

Elsie ließ sich fügsam das Tuch über das Gesicht legen und die Flasche in die Hand drücken. „Wenn die Wehen wiederkommen, gießt du einfach etwas nach."

„Wie du meinst", erwiderte sie tapfer. Ich glaube aber nicht, daß ihr die Idee besonders gefiel.

Wie dem auch sei, das Experiment gelang. Eine Minute später war sie schläfrig, entspannt und ruhig.

Im Schutz dieser kurzen Gnadenfrist zerbrach ich mir von neuem den Kopf. Tücher! Heiße Tücher! Ich stürzte zum Wäscheschrank und riß ein paar heraus. Dann lief ich in die Küche, stopfte sie in den Backofen und drehte das Gas voll auf. Es sollte

an nichts fehlen bei dieser Geburt.

Wieder brachte ich mein Gehirn auf Touren. Das Krankenhaus! Daß ich daran nicht gedacht hatte. Vielleicht konnten sie jemand herschicken.

Die Oberschwester, mit der ich sprach, gehörte zu den Eisernen, in Millionen Dienststunden Ergrauten.

„Junger Mann", sagte sie nachdrücklich, „auf keinen Fall können wir unser Personal in Privathäuser schicken. Bringen Sie Ihre Frau nur her. Wir werden schon irgendwie für sie Platz finden."

„Schwester", schrie ich, „ich würde mir ganz gewiß nicht erlauben, gegen ihre geheiligte Krankenhausordnung zu verstoßen. Erzählen Sie mir bitte: *Wie bringt man ein Kind zur Welt?* Hier in meinem Haus wird in fünf Minuten eins da sein. Bitte sprechen Sie langsam und lassen Sie die langen Wörter weg . . ."

Das Telefon schwieg. Ich legte sorgfältig den Hörer zurück und begab mich wieder auf den Kampfplatz. Eines Tages würde ich meinem Sohn — es würde ein Sohn sein — erzählen, wie sein Papa ihn in einer stürmischen Nacht auf diese irdische Welt befördert hatte, als das ganze pompöse Gebäude medizinischer Zauberkunst mit lautem Krachen um ihn zusammenbrach.

Die Chloroformflasche war auf den Boden gerollt. Meine Frau saß aufrecht im Bett und blickte mir erschöpft und voller Angst entgegen.

„Ist er . . .?"

„Das soll uns nicht kümmern, Liebling", sagte ich. „Das ist *unser* Kindchen, und wir werden tun, was wir können."

Sie sank wieder zurück. Es hatte begonnen.

Was sich in den nächsten Minuten begab, ist reichlich unklar. Ich weiß nur noch, daß ich eben nach dem kleinen Wesen greifen wollte, das mein Sohn werden sollte, als sich eine kräftige Hand auf meine Schulter legte und mich beiseite schob.

„Lassen Sie mich mal machen", sagte eine offenbar sachverständige Stimme. Hinter mir stand ein weißgekleideter Arzt, und in der Tür lehnte grinsend ein Taxichauffeur.

„Haben es gerade noch geschafft", sagte er, nahm seine Mütze vom Kopf und wischte die Regentropfen ab. „In Ordnung, Doktor?"

Der Arzt antwortete nicht. Er übte sachkundig sein Handwerk aus.

„Hatten Sie die Absicht, das allein zu erledigen?" fragte er über die Schulter.

„Nun, ich . . ."

„Weil nämlich . . .", meinte er ruhig. „Wenn ich mich nicht täusche, kommt da noch einer — Zwillinge."

Der Taxichauffeur pfiff durch die Zähne. „Gut gemacht, der Herr", sagte er respektvoll.

Ich nahm das Kompliment mit schwachem Lächeln entgegen.

„Ach, beinahe hätte ich's vergessen", fuhr er fort. „Unten im Haus brennt's."

„Mein Gott!", rief ich. „Die Tücher!" und rannte aus dem Zimmer und die Treppe hinunter.

Ein Mensch, den man nicht vergisst

Von Robb White

Als ich noch ein kleiner Junge in kurzen Hosen war, lebten wir auf den Philippinen. Mein Vater war anglikanischer Missionar bei den Igorroten auf Luzon. Das war zu Anfang dieses Jahrhunderts, als die Igorroten noch halbnackte Kopfjäger waren.

Vater gab sich keine Mühe, diese Wilden zur anglikanischen Kirche zu bekehren. Ihn kümmerte es nicht, wenn sie nur mit einem Lendenschurz bekleidet zur Kirche kamen. Er wollte nichts als sie zu sauberen, gesünderen, verständigeren — kurz gesagt, besseren Menschen machen.

Mein Vater war ein begeisterter Baseballspieler. Er hielt dieses Spiel für ein wirksames Erziehungsmittel und brachte es den Igorroten bei. Meine Funktion bestand darin, die Baseballschläger auszuteilen. Die ganze Woche hindurch arbeiteten und spielten wir mit den Wilden, in den Gärten, auf dem Baseballplatz und in der Schule, die unter freiem Himmel abgehalten wurde.

Sonntags erschien mein Vater im Ornat, langem, wallendem Talar, weißem Chorhemd und prächtiger Stola, auf dem freien Feld, das die Igorroten als Baseballplatz ausgerodet hatten.

Während die Igorroten sich auf dem Spielfeld hinkauerten, las Vater das Morgengebet in der Eingeborenensprache. In seinen Predigten machte er Gott, Jesus und Maria, Paulus und Johannes zu Leuten, die gleich hinter den Bergen wohnten. Gott und Jesus, unsere guten Freunde, wünschten, daß die Igorroten ihren Nachbarn nicht mehr die Köpfe abschnitten. Gott wollte, daß sie ihre Streitigkeiten vor den Pfarrer brächten, anstatt sie mit Speeren

Robb White ist der Verfasser von 13 Büchern und vielen Artikeln und Kurzgeschichten. Sein letztes Werk ist *Our Virgin Island*, eine farbige Darstellung der ersten Jahre seiner Ehe, die er auf einer winzigen Insel der Kleinen Antillen verbracht hat.

auszutragen. Gott hatte nichts dagegen, daß sie Heuschrecken äßen, aber er würde sich freuen, wenn sie keine Hunde mehr äßen. (Zwei meiner Hunde hatten sie verspeist.)

Mein Vater war ein friedfertiger Mensch, aber wenn er einmal scharf durchgreifen mußte, dann war er auch wie Dynamit. Einmal kam während eines Baseballspiels ein Moro schreiend aus dem Busch gestürzt und hieb mit seinem geflammten Kris auf die Spieler ein. Er gehörte zu einem mohammedanischen Stamm, dessen Männer sich gelegentlich mit Kokain berauschten und den Schwur leisteten, im Kampf gegen die Christen zu sterben. Das Baseballspiel löste sich in ein wildes Durcheinander auf, und Männer, Frauen, Kinder, Hunde und Ziegen ergriffen die Flucht. Ich rannte mit den andern davon, blieb aber nach einer Weile stehen und sah mich um.

Vater stand abwartend ganz allein auf dem Schlagmal, vollkommen ruhig. Er hatte ein hageres, scharf geschnittenes Gesicht mit tiefliegenden, kalten blauen Augen und einer Adlernase — ein Gesicht, das einem Tyrannen oder einem Heiligen gehören konnte. Als der Moro mit hocherhobenem Kris auf das Schlagmal zustürzte, schlug Vater ihn nieder — mit dem Baseballschläger.

Als der Moro wieder zu sich kam, wurde er von ein paar riesigen, mit Speeren bewaffneten Igorroten aus dem Stammesgebiet abtransportiert.

Mein Vater war der Sohn und Enkel anglikanischer Geistlicher. Er konnte sechs Sprachen sprechen und noch ein Dutzend weitere lesen. Nach abgeschlossener Schulbildung begann er Medizin zu studieren. Als er die Hälfte seines Studiums hinter sich hatte, starb mein Großvater. In seiner letzten Stunde erklärte der alte Mann: „Mein Sohn, wenn du Menschen helfen willst, warum hilfst du dann nicht ihrem wesentlichsten Teil — ihrer Seele?"

Vater gab die Medizin auf und trat in ein Theologenseminar ein.

Was bedeutete er nicht alles für mich! Er war ein Pädagoge, der Arbeit in Spiel verwandeln konnte, und er machte Armut zu einer Angelegenheit, die man nicht beachtet. Als er von den Philippinen nach den Staaten zurückgekehrt war, übernahm er eine kleine Landpfarre, wo wir schwer um unser tägliches Brot kämpfen mußten. Vater, dessen ganze Habe sein Leben lang keine hundert Dollar wert gewesen war, überzeugte uns davon, daß materieller Reichtum nutzlos sei. Zufriedenheit sei der beste Besitz, sagte er, Zufriedenheit und ein Kopf voller Ideen.

Vier oder fünf kleine Kirchen gehörten zu dieser Gemeinde, und sonntags begleitete ich ihn, wenn er mit seinem Zweispänner zum Gottesdienst fuhr. Er wußte alles. Wie dieser Vogel heißt. Warum das Gras grün ist. Woher das Auf und Ab der Hügel kommt. Während ich so neben ihm im Wagen saß und das Pferd unter dem Geschirr leicht schwitzend einhertrabte, erhielt ich den leben-

digsten Unterricht und hielt doch das Ganze für ein Spiel.

Nach dem ersten Weltkrieg, den er in Frankreich als Feldgeistlicher mitmachte, wurde Vater an die St.-Thomas-Kirche in Thomasville berufen. Und hier wurde er zu der legendären Figur, deren Andenken heute noch in dem Städtchen lebendig ist.

Autofahren lernte er nie. Er versuchte es wohl, aber mein Vater bekam nie den Kontakt zu einer Maschine, wie er ihn zu einem Pferd hatte. Als die Entfernungen für ein Pferdefuhrwerk zu groß wurden und er wohl auch weniger Zeit hatte, begann er daher, per Anhalter zu fahren. Er stellte sich aber nicht etwa am Straßenrand auf und winkte. Wenn er irgendwohin wollte, marschierte er mitten in den Verkehr hinein und blieb dort stehen.

Ich sehe ihn heute noch vor mir. Ein hagerer Mann, dessen Gesicht mit den Jahren dem eines Raubvogels immer ähnlicher wurde. Er war unglaublich nachlässig angezogen (aber immer sauber; er wusch sich Hemden und Unterwäsche selbst, allerdings bügelte er sie nie), sein Schlips war immer unter ein Ohr gerutscht, und seine Anzüge schienen ihm nie zu passen. Meistens paßten sie ihm auch wirklich nicht, denn er verschenkte unweigerlich alles, was er besaß, und trug dann, was er sich gerade borgen konnte.

Mein Vater hatte keinen persönlichen Ehrgeiz. Ich fragte ihn einmal, ob er nicht Bischof werden möchte. Er zeigte auf einen zerlumpten alten Neger und sagte: „Was kann schon ein Bischof für solche Leute tun, das ich nicht auch tun könnte?"

Er hatte keinen Sinn für Glaubens- oder Rassenunterschiede. Alle liebten ihn — ob reich oder arm, schwarz oder weiß, Jude oder Christ — und er liebte fast alle, am meisten aber die Bedürftigen.

Wer Sorgen hatte, kam zu ihm — zu Fuß oder im eleganten Auto, scheu durch die Hintertür oder selbstbewußt durch den Vordereingang — es waren Hunderte. Und er half ihnen auch. Wenn sie eine Standpauke verdienten, hielt er sie, wenn sie eine Kuh oder Arbeit brauchten, beschaffte er sie, und wenn ihnen ein Fürsprecher fehlte, war er für sie da.

Die große Holzfabrik in Thomasville hatte noch bis vor kurzem eine Lohnliste mit der Bezeichnung „Pastor Whites Leute". Der Firmeninhaber stellte während der Wirtschaftskrise in einem Jahr siebzehn Männer ein, die mein Vater ihm geschickt hatte. Es waren lauter Krüppel. Und fast alle leisteten Arbeit, die ihren Lohn wert war.

Vor kurzem begegnete ich im Flugzeug nach Damaskus einem Mann, der meinen Vater gekannt hatte. Als ich ihm erzählte, daß Vater gestorben sei, traten ihm Tränen in die Augen.

„Vor Jahren", erzählte er mir, „erschien mir mein ganzes Leben verpfuscht. Ich hatte meine Ehe zerstört, Schande über meine Familie

gebracht und mich selbst ruiniert. Ich kannte Ihren Vater damals noch nicht — hatte nur von ihm gehört. Aber schließlich ging ich hin und besuchte ihn. Er grub gerade seinen Garten um und hörte auch nicht auf, während ich zu ihm sprach. Als ich fertig war, sagte er zu mir, was ich tun solle.

Ich wußte, daß ich nicht den Schneid hatte, das auszuführen. Da gab mir Pastor White, während er ruhig weitergrub, was mir fehlte. Zuerst hieß er mich einen Entschluß fassen, dann machte er mir Mut, und schließlich rief er mein Ehrgefühl wach. Irgendwoher nahm er, was ich brauchte, und gab es mir. Ich bin seitdem nie wieder auf Abwege gekommen."

Die Wirtschaftskrise Anfang der dreißiger Jahre war für meinen Vater schrecklich. Das Pfarrhaus wurde eine Zuflucht für die Armen. Wir, seine Familie, fanden fremde Leute in unsern Betten und an unserm Tisch. Kaufleute in Thomasville erzählen noch heute gern davon, wie Vater in ihren Laden kam, einen Mantel, ein warmes Kleid, Babyzeug oder Lebensmittel nahm und erklärte: „Ich kenne jemanden, der dies nötiger braucht als Sie, aber er kann nicht zahlen, und ich kann auch nicht zahlen."

Meinem Vater wurde es nie bewußt, daß seine eigene Familie zu den Ärmsten der Armen gehörte. Um uns (und all die zerlumpten Leute, die in unserm Haus aus- und eingingen) zu ernähren, schuftete meine Mutter wie eine Sklavin. Sie gab Reitunterricht, bewirtschaftete ein Stück Land, malte Bilder und modellierte kleine Plastiken, die sie verkaufte; sie sparte und rackerte sich ab, damit wir Kinder in der Schule bleiben konnten. Keiner von uns machte Vater einen Vorwurf wegen dieses unsicheren Lebens. Er sagte mir einmal, man brauche, um im Leben durchzukommen, nur Mut und gesunden Menschenverstand, und da seine Familie beides habe, mache er sich keine Sorgen um sie.

Es hat einmal eine Zeit gegeben, da spielte jemand, der sich einer zum Lynchen bereiten Menge entgegenstellte, mit seinem Leben. Mein Vater hat es getan — mehrmals sogar. Sobald er hörte, daß etwas Derartiges in der Luft lag, ging er los. Wenn die Volksseele am Kochen war, mischte er sich unter die tobende Menge, sprach auf die einzelnen Gruppen ein und brachte sie von ihrem Vorhaben ab.

Aber einmal war die Menge zu groß. Er bemühte sich zwei Tage lang, konnte aber neue Zusammenrottungen nicht verhindern. Um Mitternacht versammelten sich die Männer wieder und zogen heimlich vor das Gefängnis, wo sie einander immer mehr aufstachelten.

Sie zündeten Fackeln an, und das Murren wurde lauter. Die Leute, die am Rande standen, schoben nach, so daß die ganze Menge, wie von einem fremden Willen getrieben, auf das Gefängnis zu drängte. In diesem Augenblick erschien mein Vater.

Jemand hatte ihn in einem Wagen hingebracht und die Scheinwerfer brennen lassen, so daß die Stufen und das Tor zum Gefängnis beleuchtet waren. Ein ärmlich aussehender, kleiner Mann, stand er in einem schäbigen Anzug auf den Stufen, sein kahler Schädel glänzte im Licht der Scheinwerfer. Der Rauch der Fackeln umwallte ihn, als die Männer herandrängten.

Anfangs schrien sie ihn nieder mit einem vielstimmigen, unartikulierten, drohenden Gebrüll. Dann ließ der Lärm ein wenig nach, und man hörte einzelne Rufe und Flüche. Auch die hörten auf und gingen in Gemurmel über. Und schließlich verstummte auch das Gemurmel.

Ich dachte daran, wie mein Vater den Moro erwartet hatte. Aber damals hatte er einen Baseballschläger in der Hand gehabt, und sein Gegner war nur ein einzelner Mann gewesen. Vater hatte eine tiefe, sonore, kräftige Stimme. Er hob sie nie, schrie nie und brüllte nie. Auch diesmal nicht.

Er sagte nur drei Worte: „*Geht . . . nach . . . Hause!*"

Es wirkte wie der Baseballschläger. Die Worte trafen wie die Stimme Jehovas vom Berge Sinai.

Die Männer gingen nach Hause . . .

Mein Vater ist nur zweimal in seinem Leben krank gewesen. Das erstemal hatte er eine Blinddarmentzündung. Er stellte sich mitten auf die Straße und hielt einen alten Ford an, den eine reizende alte Dame steuerte.

Auf dem Weg zum Krankenhaus sprach sie von einer Familie, deren Kinder Milch brauchten. Vater kannte einen Mann, der eine Menge Kühe hatte, und so machten sie einen Umweg von acht Kilometer. Der Mann hatte aber keine Milchkanne übrig. So machte sich also Vater daran, trotz seinen brennenden Schmerzen, immer gefolgt von dem alten Ford, eine Kuh sechs Kilometer weit zu den Kindern zu treiben, die Milch brauchten. Als er endlich ins Krankenhaus kam, war er halbtot.

Als er das nächstemal erkrankte, starb er. Ein unheilbarer Fall von amyotrophischer Lateralsklerose machte ihn zum Krüppel. Erst konnte er seine Beine nicht mehr bewegen, dann seine Arme. Bald lag er hilflos im Krankenhaus. Ein Spezialist kam, um ihn zu untersuchen.

Während Mutter und ich im Krankenzimmer auf das Untersuchungsergebnis warteten, begann Vater zu reden. Er erzählte uns, wie er einmal nicht dazu gekommen sei, in die Kirche zu gehen. Er hatte den größten Teil der Woche einer Witwe bei der Getreideernte geholfen, als er plötzlich entdeckte, daß ihre Scheune kein Dach hatte. Am Sonntag sah es nach Regen aus. Da ließ er die Gemeinde warten und deckte das Dach.

Dann erinnerte ich an jene Nacht, als der Polizeichef uns weckte und meldete, er habe einen Landstreicher verhaftet, den er in der Kirche schlafend angetroffen hatte. Vater bat ihn, den Mann laufen zu lassen —

oder am Sonntag wiederzukommen und alle zu verhaften, die während der Predigt schliefen.

Endlich kam der Arzt und eröffnete uns, daß Vater bald völlig gelähmt sein würde. Er würde zwar ohne Schmerzen und bei vollem Verstand bleiben, sich aber nicht mehr verständlich machen können. Trotzdem könne er unter Umständen noch fünf Jahre leben.

Vater stellte nur eine Frage: „Zu nichts mehr nütze?"

Der Arzt nickte und ging hinaus.

Mein Vater hatte sich immer völlig in der Gewalt und besaß eine unerhörte Willenskraft. Als jetzt nur noch Mutter und ich im Zimmer waren, sagte er mit seltsamer, leiser, zögernder Stimme: „Bitte ... vergeßt mich nicht."

Dann schloß er die Augen, wie immer, wenn er sich konzentrieren wollte. Wir sahen, wie sich sein Gesicht veränderte, wie es still und ruhig, immer gütiger und verklärter wurde. Nach kurzer Zeit war er tot.

Er hatte seinen Tod gewollt. Da er wußte, daß er für seinen Gott nichts mehr leisten konnte, wollte er nicht, daß sein nutzloser Körper irgend jemand zur Last fiele.

Im Laufe seines Lebens war schätzungsweise eine Million Dollar durch seine Hände gegangen. Als er starb, hinterließ er 87 Dollar. Er besaß ein Rasierzeug, eine Uhr, die ihm die Einwohnerschaft von Thomasville geschenkt hatte, und einige abgetragene Kleidungsstücke. Ich konnte in einer Hand alles, was er in seinem ganzen Leben besessen hatte, davontragen. Sonst besaß er nur die Liebe, Achtung und Dankbarkeit seiner Familie und seiner Mitmenschen.

Wenn ich jetzt — Jahre nach seinem Tode — in der Gegend, wo er gelebt hat, herumkomme und unser Name, Robb White, fällt, entsteht immer eine Pause, man sieht sich an, und irgend jemand sagt dann: „Ja, der Pastor ... den haben alle geliebt."

Eine grosse Firma hatte ihre Kunden gebeten, ihr auf einer Karte mitzuteilen, aus welchem Grunde sie hauptsächlich zum Kauf der Ware veranlaßt worden seien. Einer schrieb: „Der wichtigste Grund, weswegen ich Ihre Ware gekauft habe, war meine Frau." L. B.

Eine Dame mit einem kleinen Pekinesen an der Leine stand im Laden neben einem Herrn, der auf Bedienung wartete. Der Hund interessierte sich unablässig für die Beine des Herrn, der sich diesem Interesse immer wieder zu entziehen suchte. Endlich sagte die Dame: „Sie brauchen keine Angst zu haben. Mein Hündchen beißt Sie nicht."

„Ich habe keine Angst, daß mich der Hund beißen könnte", entgegnete der Herr. „Er hebt aber immer das Bein. Ich fürchte, er will mich treten." K. F.

Erweitern Sie Ihren Wortschatz

Von Peter Dülberg

unter Mitwirkung von Dr. Oskar Jancke

Mitunter ist es ebenso gefährlich, sich eines Wortes zu bedienen, dessen präzise Bedeutung einem nicht geläufig ist, wie einer Flasche, deren Inhalt man nicht genau kennt.

Einen Weg zur Kennerschaft im Sprachlichen bietet unser Test. Schreiben Sie zunächst Ihre *eigenen* Definitionen der zwanzig Wörter auf, kreuzen Sie sich dann diejenigen der von uns vorgeschlagenen Deutungen an, die der Sache am nächsten zu kommen scheinen, und sehen Sie (dann erst!) auf der nächsten Seite nach, wie die richtigen Antworten lauten.

(1) Aberration — A: *Mißerfolg.* B: *Druckfehler.* C: *Abweichung.* D: *Ersatzhandlung.*

(2) Ennuyant — A: *verblüffend.* B: *hintergründig.* C: *zimperlich.* D: *ärgerlich, langweilig.*

(3) Transferieren — A: *verteilen.* B: *übertragen.* C: *verpflanzen.* D: *umwandeln.*

(4) Liaison — A: *geheime Machenschaft.* B: *Liebesverhältnis.* C: *Vertrag.* D: *Abordnung.*

(5) Reziprok — A: *wechselseitig.* B: *einseitig.* C: *aufeinanderfolgend.* D: *überprüft.*

(6) Ennet — A: *innerhalb.* B: *jenseits.* C: *unterhalb.* D: *ohne.*

(7) Inhärent — A: *zusammenhängend.* B: *unabhängig.* C: *anhaftend.* D: *zusammenhanglos.*

(8) Fetisch — A: *Ahnengeist.* B: *Opferstätte.* C: *Weissagung.* D: *zauberkräftiges Objekt; Götze.*

(9) Philharmonisch — A: *für Musikinstrumente.* B: *einträchtig.* C: *für Musikliebhaber.* D: *in mehreren Stimmen.*

(10) Bantu — A: *heidnischer Neger.* B: *Angehöriger einer afrikanischen Völkerfamilie.* C: *Wandervolk.* D: *Mischling.*

(11) Surrogat — A: *Ersatzstoff.* B: *angereicherter Stoff.* C: *Grundlage.* D: *Quecksilberverbindung.*

(12) Anpreien — A: *für etwas werben.* B: *ein Schiff anrufen.* C: *auf etwas zusteuern.* D: *ein Schiff rammen.*

(13) Banause — A: *träger Mensch.* B: *eingebildeter Vornehmtuer.* C: *wer keine geistigen Interessen hat.* D: *Schwachsinniger.*

(14) Morphologisch — A: *die Schlafkrankheit betreffend.* B: *wetterkundlich.* C: *die Rauschgifte betreffend.* D: *die Formbildungslehre betreffend.*

(15) Profi — A: *Kriegsgewinnler.* B: *Liebhaber.* C: *Meistersportler.* D: *Berufssportler.*

(16) Distichon — A: *zweiteiliges Bild.* B: *zweizeiliges Gedicht.* C: *Gedicht, dessen Zeilenanfänge einen Sinn ergeben.* D: *Gerät zum Ziehen von Doppellinien.*

(17) Gälisch — A: *zur Urbevölkerung Frankreichs gehörend.* B: *von kränklichgelber Farbe.* C: *zur Sprache der Inselkelten gehörend.* D: *unfruchtbar.*

(18) Kolk — A: *Wasserloch.* B: *Kalkgrube.* C: *Abwässerkanal.* D: *Abteilung russischer Truppen.*

(19) Faute de mieux — A: *um so schlimmer.* B: *ohne Aussicht auf Vergütung.* C: *in Ermanglung eines Besseren.* D: *segensreicher Irrtum.*

(20) Falsett — A: *falscher Stimmeinsatz.* B: *Kopfstimme.* C: *Baßstimme.* D: *Dudelsackmelodie.*

Antworten zu

»ERWEITERN SIE IHREN WORTSCHATZ«

(1) Die Aberration: C. Vom lateinischen *ab-erratio* ‚Abirrung, Ablenkung'. Auch die Abweichung der scheinbaren Sternenstandorte von den wirklichen; in der geometrischen Optik gewisse Abbildungsfehler; in der Biologie: seltene, meist krankhafte Abänderung einer Art.

(2) Ennuyant (spr. annüijáng (nasal) oder -jant): D. Französisch, von *ennuyer* ‚langweilen, belästigen'. „Dieses unerwartete Hindernis war natürlich höchst ennuyant."

(3) Transferieren: B. Französisch *transférer*, lateinisch *transferre* ‚hinüberbringen, übertragen'. Auch ‚woandershin setzen'. Im Handel: ans Ausland eine Zahlung in fremder Währung leisten, im sogenannten Transfer (englisch).

(4) Die Liaison (spr. liäsóng, nasal): B. Französisch ‚Verbindung', von *lier* ‚binden, liieren'. Meist im Sinne einer geheimen Liebschaft.

(5) Reziprok: A. Französisch *réciproque* ‚wechselseitig', vom lateinischen *reciprocus* ‚auf gleichem Wege zurückkehrend'. Reziproke Zahlen ergeben miteinander malgenommen 1, z. B. $^2/_3 \times {}^3/_2 = 1$. $^3/_2$ heißt auch ‚Kehrwert' von $^2/_3$.

(6) Ennet: B. Schweizerdeutsches Verhältniswort, im Bayrischen ‚enter', mit dem Wemfall („ennet dem Bach"). Beides vom Stamm *en-* ‚jen(es)'. Ennetbirgisch: ‚jenseits der Alpen liegend'. „Enterrottach liegt jenseits der Rottach, eines Zuflusses des Tegernsees."

(7) Inhärent: C. Lateinisch *inhaerens* ‚an (etwas) hangend'. Auch soviel wie ‚innewohnend, einverleibt'. Die Inhärenz: Verhältnis der Eigenschaften zu ihren Trägern. „Das Rundsein ist allen Kreisen inhärent."

(8) Der Fetisch: D. Französisch *fétiche*, nach portugiesisch *feitiço* ‚künstlich' (lateinisch *facitius*): so nannten portugiesische Entdecker die von Negern mit magischer Kraft begabt geglaubten Gegenstände wie Amulette usw.

(9) Philharmonisch (spr. fil-): C. Zu ‚Philharmonie': eigentlich ‚Liebe zur Harmonie', danach ‚Gesellschaft von Musikfreunden' und ‚Ort ihrer Konzerte'. Aus griechisch *philos* ‚Freund' und *harmonia* ‚Verbindung, Ebenmaß, Wohllaut'. „Das Philharmonische Orchester spielte Mahlers Auferstehungssymphonie."

(10) Die Bantu: B. Mehrzahlform, die Einzahl wird umschrieben (der Bantuneger). Soviel wie ‚Menschen': Sammelbegriff für eine der Hauptgruppen afrikanischer Neger, nach dem ihnen gemeinsamen Wort *ntu* ‚Mensch' mit der Mehrzahlvorsilbe *ba-*. „Die aufständischen Kikuju Ostafrikas sprechen eine Bantusprache."

(11) Das Surrogat: A. Lateinisch *surrogatum* ‚(als Ersatz) gewählt' (aus *sub* ‚heraus' und *rogare* ‚fragen' gebildet).

(12) Anpreien: B. Nebenform zu ‚preien': Wort der Seemannssprache, holländisch *praaien* (aus dem altfranzösischen *preier* ‚bitten, fragen'), soviel wie ‚ein Schiff aus der Entfernung mit einem Sprachrohr anrufen'.

(13) Der Banause: C. Griechisch *bánausos* ‚Handwerker, Spießer' (der am Ofen (*baũnos*) sitzend arbeitet). Daher ‚Mensch mit engem Gesichtskreis'.

(14) Morphologisch (‚ph' spr. ‚f'): D. Zu ‚Morphologie': Lehre von den Formgesetzen in den verschiedenen Wissenschaften. Aus griechisch *morphē* ‚Gestalt' und *lógos* ‚Lehre'. „Goethe hat umfangreiche morphologische Studien getrieben."

(15) Der Profi: D. Mehrzahl auf -s. Deutsche Abkürzung des englischen *professional* ‚berufsmäßiger (Sportler)' im Gegensatz zum Amateur (B), der ohne Entgelt spielt.

(16) Das Distichon: B. Mehrzahl auf -cha oder -chen. Griechisch ‚Zweizeiler' (*stíchos* ‚Zeile, Vers'), meist aus einem Hexameter und einem Pentameter bestehend. „Suchst du das Höchste, das Größte? Die Pflanze kann es dich lehren. Was sie willenlos ist, sei du es wollend — das ist's!" (Schiller)

(17) Gälisch: C. Auch ‚gaelisch' oder ‚goidelisch'. Vom englischen *Gaelic*, nach der Selbstbezeichnung der schottischen Kelten *Gaidheal* ‚Gäle'. Allgemein für die keltischen Sprachen Großbritanniens und Irlands. „Die Vorsilbe *Mac* in englischen Namen ist gälisch und bedeutet ‚Sohn'."

(18) Der Kolk: A. Niederdeutsches Stammwort, wohl mit ‚Kehle' zusammenhängend: Höhlung, in der Wasser ‚gurgelt', an Flußufern, im Moor usw. Der Name des Kolkraben bedeutet dagegen ‚kohl(schwarze) Krähe'.

(19) Faute de mieux (spr. foht d'miö̃h): C. Französisch ‚(beim) Fehlen von Besserem'. „Faute de mieux mußten wir leider Limonade trinken."

(20) Das Falsett: B. Italienisch *falsetto*, von *falso* ‚falsch': die Kopf- oder Fistelstimme, d. h. die höchste Stimmlage, wurde bei Männern als unnatürlich-erzwungen empfunden.

Bewertung: 18—20 richtig: Ausgezeichnet. 15—17 richtig: Sehr gut. 12—14 richtig: Gut.

Chirurgie mit Sandpapier

Aus der Wochenschrift The Saturday Evening Post

von J. A. Clark

Menschen mit Pockennarben, übermäßig starken Sommersprossen oder den häßlichen Malen von Pickeln und Mitessern, wie sie bei Akne entstehen, können jetzt hoffen, wieder eine glatte Haut zu bekommen. Die plastische Chirurgie weiß ein neues Mittel. Sie greift zu — Sandpapier.

Daß sich unsere Haut wie eine Tischplatte schleifen läßt, war für die Ärzte anfangs ebenso überraschend, wie es jetzt wohl für Sie ist. Tatsächlich aber sind Sandpapieroperationen in Amerika heute schon an der Tagesordnung, und man hört von Fällen, in denen eine solche Behandlung für den Patienten geradezu den Beginn eines neuen Lebensabschnitts bedeutet hat.

Ein Arbeitgeber bot einer tüchtigen Angestellten, die seit ihrer Kindheit pockennarbig war, eine bessere Stellung an. Als sie ablehnte, glaubte er, es fehle ihr am rechten Ehrgeiz. Der wahre Grund war jedoch, daß die junge Frau den mit dem anderen Posten verbundenen ständigen Umgang mit dem Publikum scheute. Sie mochte sich mit ihrem entstellten Gesicht, das ihr wachsende seelische Pein bereitete, nicht zeigen.

Da las sie in einer Zeitschrift von der neuen Sandpapierchirurgie. Ohne zu sagen, was sie vorhatte, ließ sie sich sechs Wochen beurlauben und begab sich bei einem Spezialisten für kosmetische Chirurgie in Behandlung. Als sie zurückkam, sahen Chef und Angestellte verblüfft statt der gehemmten, menschenscheuen Kollegin, die sie kannten, eine fröhliche, selbstsichere junge Frau vor sich, deren Gesicht keine Spur von Pokkennarben mehr aufwies und die nun mit Freuden den neuen Posten übernahm.

Der erste, der Sandpapier als chirurgisches Instrument benutzte, war ein Arzt in Philadelphia, Dr. Iverson. Er war 1942, im Krieg, als Militärarzt an der Abteilung für plastische Chirurgie des Walter-Reed-Krankenhauses in Washington tätig. Manche der dort behandelten Verwundeten hatten absonderliche

schwarze Flecke im Gesicht, eine sogenannte Wundtätowierung, die dadurch entsteht, daß sich Pulverschmauch oder winzige Staub- und Sandkörnchen in die Haut einbetten.

Da die Gesichtsverfleckung für die Betroffenen eine schwere seelische Belastung bedeutete, erwog man Hautübertragungen, gab aber den Gedanken wieder auf, weil die Behandlung der ganzen Gesichtsfläche eine Verlängerung des Lazarettaufenthalts um Monate erfordert hätte und weil überpflanzte Haut sich häufig durch ihre andere Textur und Farbe von der Umgebung abhebt.

Die Diskussion hierüber aber brachte Iverson auf eine Idee. Es fiel ihm ein, daß man für eine Überpflanzung immer nur die obere Hautschicht abschält, so daß sich die in etwa halber Stärke zurückbleibende Haut rasch erneuern kann. Ob sich nicht auch Gesichtshaut erneuerte und die Wundtätowierung verschwand, wenn man nur die obere Schicht entfernte?

Man löste bei einigen Verwundeten winzige Gesichtshautteilchen ab, untersuchte sie unter dem Mikroskop und stellte freudig überrascht fest, daß die fleckenbildenden Partikel nur wenig tiefer als bis zur Hälfte der Hautschicht eingedrungen waren.

Wie aber sollte man die betroffenen Hautflächen in genau der richtigen Stärke abschälen? Die bei Hautübertragungen benutzten Instrumente arbeiten nur auf verhältnismäßig ebenen Körperstellen wie auf Oberschenkel und Rücken, während das Gesicht ja aus lauter Bukkeln und Vertiefungen besteht. Man mußte irgend etwas finden, womit sich die Gesichtshaut gleichmäßig abtragen ließ. Und da kam Iverson der Gedanke an Sandpapier. Die Lösung wollte ihm fast zu einfach erscheinen, aber war nicht gerade ein Schleifmittel genau das, was man brauchte?

In zahllosen Versuchen schliff man nun engbegrenzte Hautstellen dünn. Die Ergebnisse machten Iverson Mut, und so nahm er sich eines Tages kurzentschlossen bei einem durch Granatsplitter entstellten jungen Soldaten das ganze Gesicht vor.

Als man dem Patienten nach der Behandlung den Verband abnahm, ging eine starke Bewegung durch die Reihen der anderen unter „Wundtätowierung" leidenden Verwundeten. Abgesehen von einer vorübergehenden Rosafärbung der neuen Haut hatte der Mann tatsächlich sein normales, glattes Gesicht wieder. Die Sandpapieroperation war geglückt.

Ende 1944 gelang auch das Abschleifen von Aknenarben. Nach den bis jetzt gesammelten Erfahrungen können solche Male zu 50 bis 100 Prozent beseitigt werden. Allerdings gehört der Aknekranke zunächst einmal in hautärztliche Behandlung. Mit Sandpapier darf man erst dann an seine Haut gehen, wenn die Ursache der Akne beseitigt ist. Manchmal sind die kleinen Narbenkrater so tief, daß man sie nicht völlig ab-

schleifen kann. In diesen Fällen schneidet man den nach dem Schleifen stehengebliebenen Kratergrund heraus und näht den winzigen Einschnitt mit einer einzigen weißen Seiden- oder Nylonnaht. Wenn sich die neue Haut gebildet hat, kann man die Wundnarben kaum noch mit der Lupe entdecken.

Über ein paar Sommersprossen wird sich im allgemeinen niemand ernstlich beklagen. Anders ist es, wenn sie – namentlich bei jungen Mädchen – im Übermaß auftreten. So war es bei einer noch in Ausbildung befindlichen Krankenpflegerin. Es bedrückte sie, daß ihr Gesicht, ihr Hals, ihre Schultern, ihr Rücken, ihre Arme und Hände von entstellenden Sommersprossen geradezu übersät waren. Hilfesuchend wandte sie sich an die Chirurgen ihres Krankenhauses.

In diesem Fall mußte die Sandpapieroperation in mehreren Etappen erfolgen, weil annähernd 40 Prozent der Hautoberfläche in Mitleidenschaft gezogen waren. Nach der letzten Behandlung hatte das junge Mädchen noch ein paar Wochen lang die obligate unnatürlich-rosige Haut. Danach aber war sie nicht nur frei von Sommersprossen, sondern bekam auch einen Teint wie Milch und Blut.

Eine Sandpapieroperation ist, wenn sie mit aller chirurgischen Umsicht vorgenommen wird, völlig ungefährlich. Sie erfordert einen Krankenhausaufenthalt von durchschnittlich vier Tagen. Der Patient bekommt eine Vollnarkose. Auf dem Instrumententisch liegen einige Rollen Verbandgaze und mehrere Streifen sterilisiertes Sandpapier. Der Chirurg legt ein Stück Sandpapier um eine Gazerolle und beginnt damit seine Schleifarbeit. Zuerst bearbeitet er nur eine kleine Hautfläche und geht dann auf die angrenzenden Teile über, bis die gesamte Operationsfläche „abgezogen" ist. Bei Erwachsenen kann man die Haut bis zu zwei Dritteln ihrer Stärke abschleifen. Das unterste Drittel wird in Ruhe gelassen, damit Talgdrüsen und Haarbälge unversehrt bleiben und bei Männern der Bart durch die neue Haut wachsen kann. Zum Schluß wird auf die behandelte Stelle gewöhnlich eine Salbe aufgetragen und ein nicht zu fester Druckverband gemacht.

In den ersten vierundzwanzig Stunden haben die Patienten ein Gefühl, als hätten sie einen gehörigen Sonnenbrand. Doch geht es ihnen dabei niemals ernstlich schlecht. Wenn der Chirurg den Verband abnimmt, was meist zwischen dem siebenten und zehnten Tag geschieht, zeigt die neue Haut noch die erwähnte rosafarbene Tönung, doch verschwindet sie im allgemeinen schon innerhalb von sechs Wochen.

Frauen dürfen drei Wochen nach der Operation wieder ihre gewohnten kosmetischen Mittel benutzen, Männer dürfen sich bereits am Tag nach der Verbandsabnahme wieder rasieren, allerdings nur mit einem elektrischen Rasierapparat.

Man geht mit Sandpapier auch gegen Hautverfärbungen vor, die in manchen Industriezweigen durch Unfälle entstehen, sowie in begrenztem Maße gegen gewisse Typen von Muttermalen bei Erwachsenen und Kindern. Doch sind in dieser Kategorie noch keine völlig befriedigenden Erfolge zu verzeichnen. Immerhin ist den Chirurgen mit der Sandpapiertechnik ein Mittel gegeben, mit Problemen der „Schönheitsreparatur" fertig zu werden, die so alt sind wie das Menschengeschlecht.

Silhouetten und Profile

Heywood Broun war einer der liebenswürdigsten Journalisten, die je an einer Zeitung gearbeitet haben, nur hatte er nicht eben viel Geschäftssinn. Als er eine kleinere Zeitung in Connecticut herausgab, hatte ihn die Verlagsleitung ermächtigt, neue Mitarbeiter mit einem Wochengehalt von mindestens 35 und höchstens 50 Dollar zu engagieren. Getreulich erkundigte sich also Broun bei jedem Bewerber: „Wollen Sie lieber für 35 oder für 50 Dollar die Woche arbeiten?" B. C.

Ich hatte für den Rundfunk die Übertragung eines Orchesterkonzertes der Philadelphia-Symphoniker vorzubereiten und stellte fest, daß die Ausführungsdauer für eines der Stücke noch nicht abgestoppt worden war. Ich ging also zu dem Dirigenten Eugene Ormandy ins Künstlerzimmer und machte ihn darauf aufmerksam. Ormandy warf einen Blick in die Partitur, bat mich die Stoppuhr laufen zu lassen, und begann die Musik im Geist abzuhören. Dann unterhielt er sich mit zweien seiner Musiker, telefonierte und diktierte eine Pressenotiz. Mitten in einem zweiten Telefongespräch gab er mir etwa fünfzehn Minuten später ein Zeichen, die Uhr zu stoppen. Als das Programm dann gesendet wurde, stimmte die Zeit haargenau. N. W.

Die verstorbene Königin Mary von England besuchte einmal ein Krankenhaus und blieb am Bett eines kleinen Mädchens stehen. Sie fragte das Kind, wo es wohne, und das Kind erwiderte, es wohne in Battersea, einem Armenviertel in London.

„Wo wohnst du denn?" fragte das Mädchen, das keine Ahnung hatte, wer die Dame war.

„Oh, gleich hinterm Warenhaus Gorringe", erwiderte die Königin. H. T.

John Barrymore, der bis dahin jedes Filmangebot abgelehnt hatte, erlebte am Theater eine Reihe von Mißerfolgen und nahm deshalb mit einer Filmgesellschaft Verbindung auf. Der Produzent fragte ihn, ob er denn schon Erfahrung darin habe, ohne Publikum zu spielen?

Barrymore richtete sich zu seiner ganzen Größe auf und erklärte pathetisch: „Mein Herr — deshalb bin ich hier!" T. W. S. J.

Korsar der Königin: Sir Francis Drake

Von Donald Culross Peattie

An der kalifornischen Küste, etwa 50 Kilometer nördlich von San Franzisko, liegt eine kleine Bucht: ein einsames, verträumtes Fleckchen Erde, so gut wie unverändert seit dem Tag, da Francis Drake dort vor fast 400 Jahren an Land ging. Inmitten blühender Lupinen verkündete er kühn seinen Besitzanspruch auf diese weltabgeschiedene Wildnis, und zwar auf einer Messingplatte mit folgender Inschrift:

ALLEN MENSCHEN SEI HIERMIT KUND UND ZU WISSEN

17. JUNI 1579

DURCH GOTTES GNADE UND IM NAMEN IHRER MAJESTÄT DER KÖNIGIN ELISABETH VON ENGLAND UND IHRER NACHFOLGER ERGREIFE ICH FÜR IMMER BESITZ VON DIESEM KÖNIGREICH DESSEN KÖNIG UND VOLK AUS FREIEM WILLEN IHRE RECHTE UND ANSPRÜCHE AN DIESEM GANZEN LAND IN IHRER MAJESTÄT OBHUT GEBEN UND DAS JETZT VON MIR BENANNT WIRD UND HINFORT ALLEN MENSCHEN BEKANNT SEIN SOLL ALS NOVA ALBION

FRANCIS DRAKE

Sir Francis Drake, Weltumsegler und Geißel der Spanier, rettete England vor der Armada

Jahrhundertelang blieb die Platte dort, wo Drake sie hinterlassen hatte, blieb unbekannt, wurde mit der Zeit schwarz und unansehnlich. Dann entdeckte sie im Jahre 1933

zufällig ein Chauffeur, der auf seinen auf der Jagd befindlichen Herrn wartete. Doch keiner von beiden ahnte, was sie da gefunden hatten: die Inschrift war schwer zu entziffern. Die Messingtafel wurde in den Wagen und dann in den Straßengraben geworfen. Dort stolperte drei Jahre später ein Ausflügler über sie und wurde neugierig. Er brachte seinen altersgeschwärzten Fund zu Professor Bolton, dem Ordinarius für Geschichte an der Universität von Kalifornien.

Daß Drake, der große Seefahrer, als erster Europäer an Nordkaliforniens Küste gelandet war, bezweifelte niemand. Die frühesten Berichte seiner Fahrten schildern, wie er nach wochenlangen eisigen Stürmen in einer geschützten Bucht Zuflucht suchte, vermutlich derselben, die bis auf den heutigen Tag *Drake's Bay* heißt. Dort schloß er Freundschaft mit dem indianischen „König" und ließ, als er weitersegelte, eine Inschrifttafel aus Messing zurück — die nun 357 Jahre später von Sachverständigen mit Mikroskop und Spektroskop auf ihr Alter, ihre Legierung und Herkunft untersucht und für echt befunden wurde.

Dem Mann, der um die halbe Welt gesegelt war, um damals jene Wildnis zum Eigentum seiner Königin zu erklären, lag die See im Blut. Er wurde, der älteste von zwölf Brüdern, etwa 1540 in Devon geboren. Als er noch klein war, wurde sein Vater, ein ehemaliger Seemann und armer protestantischer Laienprediger, von religiösen Fanatikern aus seiner Heimatgrafschaft vertrieben und konnte für seine Familie kein anderes Obdach finden als das Wrack eines alten Seglers, der an der Einmündung des Medway in den breiten Themsetrichter gestrandet war.

Über die Jahrhunderte hinweg kann man sich den drahtigen, helläugigen Jungen vorstellen, wie er an Deck der Hulk herumstolziert, wie er vorbeikommende Schiffe mit herausfordernden Rufen anpreit. Für seine Erziehung kam ein Verwandter, ein anderer großer Seefahrer jener Zeit auf, Sir John Hawkins*), und mit vierzehn wurde Francis Schiffsjunge auf einem Kauffahrer, der regelmäßig nach Frankreich und Holland segelte. So gut und rasch lernte der Halbwüchsige seinen Seemannsberuf, daß der alte Schiffseigner ihm den Dreimaster vermachte. Und so befuhr Drake, kaum fünfundzwanzig Jahre alt, schon als Kapitän das Karibische Meer. Dort packte ihn wie ein Fieber die Abenteuerlust: sie sollte ihn nicht mehr loslassen, bis sich — an die drei Jahrzehnte später — jene berühmten und berüchtigten Gewässer über seinem Bleisarg schlossen.

Und ein bloßer Abenteurer wäre Drake wohl auch geblieben, hätte

*) 1532 geboren, Freibeuter und Sklavenhändler, später Konteradmiral und Aufseher der Königlichen Werften: er baute die englischen Schiffe wendiger, niedriger, langgestreckt und führte die Breitseitbewaffnung ein, die zum Sieg über die Armada entscheidend beitrug.

nicht ein heimtückischer Überfall der Spanier ihn verwandelt und ihn zu einem rächenden Degen in der Hand Elisabeths gemacht. Im Jahre 1568 nahmen ein paar englische Segler, darunter auch Drakes Dreimaster, in einem mexikanischen Hafen Frischwasser, nachdem Don Martin Enriquez, der spanische Vizekönig von Mexiko, ihnen sicheren Aufenthalt zugesagt hatte. Plötzlich eröffneten auf Befehl des Vizekönigs dreizehn spanische Galeonen das Feuer auf die Engländer; nur Drake und Hawkins entkamen mit ihren Schiffen nach England. Die Besatzung der anderen wurde niedergemetzelt oder gefangengenommen. Von jenem Tage an erklärte Drake König Philipp II. von Spanien den Krieg: einen Krieg auf eigene Faust.

Lange hatten Elisabeth von England und ihr „liebwerther Bruder" Philipp, der Mann ihrer verstorbenen älteren Schwester Mary, sowohl mit Heiratsgedanken wie mit Kriegsplänen geliebäugelt. Elisabeths Privatsekretär war ein von Philipp bestochener Spion, doch auch Philipp hatte Untertanen, die sich bereit fanden, seine geheimen Absichten der Königin zu enthüllen. Einer seiner Pläne war, sich ihres Throns zu bemächtigen und Englands aufblühenden Überseehandel an sich zu reißen. Als Auftakt dazu schloß Philipp für englische Schiffe alle in seinem Besitz befindlichen Häfen — und das bedeutete Spanien, Portugal, die Niederlande, Teile von Italien, fast ganz Mittel- und Südamerika, Westindien und die Philippinen. Denn Spanien stand damals gleich einem riesigen Koloß breitbeinig über der Alten wie der Neuen Welt.

Das Blut in den Adern dieses Kolosses war Inkagold, das von den Minen in Peru über den Stillen und den Atlantischen Ozean in Philipps Kriegskasse floß. Und solange diese Schlagader nicht durchschnitten war, konnte die Gefahr, die Englands Existenz bedrohte, nicht beseitigt werden. Drake sah einen Weg. Er verschaffte sich von Queen Bess, seiner Königin, einen ordnungsgemäßen Kaperbrief und segelte nach Mittelamerika zurück. Beim Auskundschaften der Atlantikküste Panamas erfuhr er von Indios die Transportroute des spanischen Goldes. Es wurde von den Anden hinuntergeschleppt, an der Pazifikküste hinauf nach der Stadt Panama verschifft und dann mit Maultierkarawanen über die 60 Kilometer breite Landenge bis zum Atlantik gebracht; dort verlud man es in Nombre de Dios auf die dickbäuchigen Goldschiffe, die in scharfbewachten Geleitzügen — Kurs Sevilla — über das große Wasser krochen.

Im Jahre 1572 bemannte Drake zwei Schnellsegler mit ihm treu ergebenen jungen Burschen aus Devon: keiner über achtzehn, dazu ein paar „alte erfahrene" Janmaaten Mitte zwanzig. Und mit diesen zwei Schiffen versetzte Drake die ganze Küste von Panama in Aufregung. Er nahm Nombre de Dios und plünderte es.

Drang überraschend in weitere Häfen ein, brannte Speicher und Arsenale nieder, machte reiche Beute, nahm spanische Galeonen als Prisen im Schlepp mit nach draußen. Als dann die Glocken in den Häfen Sturm läuteten und reitende Boten die Küste entlanggaloppierten, ängstlich nach See Ausschau haltend, schlichen sich Drakes Seeleute zusammen mit freundlich gesinnten Eingeborenen durch den Urwald der Landenge, wo die Maultierkarawanen unter ihrer Goldlast dahintrotteten. Plötzlich schrillte Drakes Pfeife! Im Handumdrehen war alles vorbei — war er wieder verschwunden, durch tropische Regengüsse und über tückische Korallenriffe, mit der Beute. Dies Jahr machte Philipp von Spanien um Millionen ärmer.

Um die Goldader der Schatzroute noch ein zweites Mal anzuzapfen, schlug Drake vor, heimlich in den Stillen Ozean vorzudringen und seine Feinde dort zu überrumpeln. Kein Engländer hatte bis dahin die Reise um Kap Horn gewagt. Die gute Queen Bess klopfte ihm herzhaft auf die Schulter und meinte, er sei genau der richtige Mann dafür. Im selben Atemzug aber ermahnte sie ihn, sich ja nicht am Eigentum ihres liebwerten Schwagers zu vergreifen. In dem Katz-und-Mausspiel zwischen den beiden Monarchen war Doppelzüngigkeit an der Tagesordnung, und so mußte Drake auf eigene Faust handeln.

Mit einer kleinen Flotte aus fünf Schiffen segelte er im Jahr 1577 von Plymouth los. Durch widrige Umstände und Meuterei gezwungen, mußten seine Schiffe eins nach dem anderen umkehren oder gingen verloren. Nur drei noch kamen durch die Magalhãesstraße an der Südspitze Südamerikas. Eines davon ging später unter, ein anderes kehrte nach England zurück. Aber obgleich alle Winde des Himmels sich vereinten, um Drake zurückzuschlagen, kämpfte sich sein Flaggschiff *Golden Hind*, schlingernd und stampfend, sechzehn Tage lang im Sturm weiter, bis es, allein auf der weiten Wasserwüste des Pazifiks, wieder alle Segel setzen konnte — Kurs Nord.

Vor Valparaiso in Chile, und wieder vor Callao in Peru, stieß Drake in den Schiffsverkehr hinein wie ein Jagdfalke, der von einer Klippe herabschießt. Als er hörte, eine spanische Galeone sei mit vierzehn Tagen Vorsprung nach Panama hinauf unterwegs, nahm er die Verfolgung auf und holte am Äquator den Spanier ein. Ihn kampfunfähig machen und entern war eine Sache von Minuten; aber es dauerte vier Tage, die phantastische Beute an Gold und Silber, Perlen und Edelsteinen umzuladen.

Nach diesem Erfolg befürchtete Drake — und mit Recht —, daß eine spanische Flotte in der Magalhãesstraße auf ihn lauern werde. Er versuchte, oben um Nordamerika herumzukommen, um durchs Eismeer nach Hause zu segeln, doch wilde Stürme trieben ihn zurück. Und damals war es, daß er an der kali-

fornischen Küste Schutz suchte und die Messingplatte mit der Nova-Albion-Urkunde anbrachte. Dort war es auch, wo er den Entschluß faßte, um die ganze Erdkugel nach Hause zu segeln. Westwärts über die unermeßlichen Weiten des Stillen Ozeans steuerte er, lief Inseln mit seltenen Gewürzen, duftendem Sandelholz und anderen Kostbarkeiten an, stopfte seinen Laderaum damit voll. Die *Golden Hind* strotzte von erlesener Fracht, als sie dann dem einsamen Indischen Ozean Trotz bot, das Kap der Guten Hoffnung rundete und an Afrikas Westküste entlang nördlichen Kurs nahm, Kurs Heimat. Am 26. September 1580 rasselte im Hafen von Plymouth ihr Anker hinab. Das Geld, das Königin Elisabeth in Drakes Kaperfahrt hineingesteckt hatte, brachte einen Gewinn von 4000 Prozent. Bald darauf schlug sie ihren Korsaren, während er auf dem Deck kniete, zum Ritter — als den ersten Engländer, der (ein halbes Jahrhundert nach den Portugiesen Magalhães und Elcano) um die Welt gesegelt war.

In den düsteren Gemächern des Eskorials, seines Palastes bei Madrid, tobte Philipp: „Zwanzigtausend Dukaten für diesen Piraten — tot oder lebendig!"

Der Krieg zwischen Spanien und England braute sich wie ein aufkommender Gewittersturm am Himmel zusammen. Den kalten Hauch, der ihn ankündigte, hatte die Insel schon verspürt, als der Vatikan Elisabeth exkommunizierte und ihre Untertanen, die sie verehrten, von jeder Treuepflicht ihr gegenüber entband. Nicht lange danach versprach der Papst König Philipp die Zahlung von einer Million Kronen, sobald spanische Truppen auf Englands Boden gelandet seien.

In den Werften von Cadiz wurde eine Armada ausgerüstet, und im April 1587 lagen im Außenhafen 60 Schiffe, geschützt durch Galeeren. Da drang überraschend ein englisches Geschwader von 23 feuerspeienden Schnellseglern ein, unter dem Befehl von Drake. Er verbrannte 10 000 Tonnen Schiffsraum. An Land erschütterten Explosionen die weißen Mauern von Cadiz, als die Seeleute aus Devon das jahrelang aufgestapelte Pulver und anderes Kriegsmaterial vernichteten. „Das wird ihm den Bart ansengen, dem König von Spanien!" lachte Sir Francis, als er wieder nach See zu verschwand.

Fünfzehn Monate später hatten die Spanier die Armada wieder neu gebaut und verdoppelt. Ihre Absicht war, den Ärmelkanal hinaufzusegeln und leerzufegen, um dann von Flandern aus mit Geleitzügen aus Invasionsleichtern ein spanisches Heer nach England zu schaffen. Dieses Landungsheer sollte nach London marschieren und dort die Friedensbedingungen diktieren — den Frieden des Todes für Englands Freiheit. In den Laderäumen der Armada war Gold genug, um Verräter und Kollaborateure zu kaufen. Eines aber konnte Philipp nicht

kaufen — den kaltblütigen Mut des Inselvolks. England wartete, gespannt und auf der Hut: es wußte sehr wohl, daß die Spanier seiner Flotte an Tonnage, Segelfläche und Zahl der Soldaten weit überlegen waren.

Am 19. Juli 1588 wurde die Armada auf der Höhe von Lands' End gesichtet, Englands südwestlichstem Punkt. Es war kein Augenblick mehr zu verlieren, wenn die Spanier nicht die Engländer im Hafen von Plymouth einschließen und Brander hineinschicken sollten. Drake rannte zu den Kais, brüllte seine Befehle — legte sich selber mit in die Riemen des Kutters, der sein Flaggschiff in den Kanal hinausschleppte.

Die Engländer waren kaum richtig auf See draußen, als die stolze Armada heranzog — 130 große Schiffe in einer halbmondförmigen Linie von zwölf Kilometer Länge. Vom ersten Schuß an waren die leichten, schnellen englischen Segler mit ihrer Breitseitbewaffnung der Armada überlegen, pickten sich die spanischen Schiffe eins nach dem anderen heraus. Zehn Tage dauerte die Seeschlacht. Drake nahm dabei eine große Galeone, deren Kommandant sofort die Flagge niederholte und sich ergab, als er den Namen seines Gegners erfuhr. Die Armada versuchte, im Hafen von Calais unterzukriechen, aber die Engländer schickten Brander hinein und trieben die Spanier wieder hinaus auf See.

Durch die Straße von Dover floh die Armada, nahm nördlichen Kurs die Nordsee hinauf. Doch die wetterkundigen Engländer, die sich mit Wind und Wolken dort auskannten, gaben die Verfolgung am Firth of Forth auf und beeilten sich, in geschützte Häfen zu kommen. Denn ihnen zu Hilfe brausten die Götter des Sturmes heran.

Oben um Schottland herum hastete die Armada. Zwischen den weißschäumenden Riffen von Skye und den sturmumheulten Hebriden hindurch taumelten die schwimmenden Kastelle aus Hispanien, doch nur, um vom Orkan an die donnerumbrüllte Westküste Irlands geworfen zu werden. Über Bord sprang Matrose und Soldat, Priester und Grande. Einige füllten sich noch Gürtel und Taschen mit Gold, um den Tod zu bestechen, der sie dennoch nahm. Die wenigen, die halb ersäuft von der Brandung an Land krochen, wurden von irischen Fischern totgeschlagen. Nicht einmal die Hälfte der Armada erreichte, schwer havariert, wieder das sonnige Spanien, wo kaum eine Familie — adelig oder bäuerlich — von der Katastrophe verschont geblieben war.

So rettete Drake, *ohne ein einziges englisches Schiff zu verlieren*, sein Land vor Philipps Armada.

Es paßt zum Bilde dieses großen Seemanns, daß sein Leben an Bord seines Schiffes endete. Auf einer neuen Kaperfahrt im Jahre 1596 nach Westindien, wo er wieder die Spanier heimsuchen wollte, wurde er krank. Er starb in Sicht der Stadt Nombre de Dios, dem Schauplatz seines ersten Triumphes.

MENSCHEN WIE DU UND ICH

Bei jedem Flug, zu dem wir von Washington aus aufstiegen, bemerkte ich, daß mein zweiter Pilot ein bestimmtes Tal im Gebirge aufmerksam betrachtete. „Was ist denn in dieser Gegend so Besonderes?" fragte ich ihn eines Tages.

„Siehst du diesen Fluß da? Als Kind habe ich da unten auf einem Baumstamm gesessen und geangelt. Und jedesmal, wenn ein Flugzeug vorbeiflog, sah ich nach oben und wünschte mir, ich könnte fliegen. Jetzt gucke ich von oben herunter und wünschte mir, ich könnte angeln." W. F. B.

Im letzten Sommer hatte einer unserer Nachbarn, ein Viehzüchter, seine Tante Martha, eine freundliche, hilfsbereite Person, aus Schweden zu sich nach Kalifornien geholt. Sie konnte kein Wort Englisch, war aber emsig bestrebt, es zu lernen. Sie kam oft zu mir, weil ich schwedisch spreche.

Eines Tages sahen wir zu, wie sich mein Mann mit zwei Maultieren abplagte, die einen Felsbrocken aus dem Boden ziehen sollten. Als der entscheidende Moment da war, zogen die Tiere kurz an, blieben dann bewegungslos stehen und waren durch kein Hü und kein Hott wieder in Gang zu bringen.

Da erhob sich Tante Martha und nahm die Zügel. Sie zog den Tieren mit der Peitsche eins über und gab zugleich mit ihrer zarten, gepflegten Stimme eine Serie so wüster englischer Flüche von sich, wie ich sie kaum je gehört habe. Die Maultiere legten sich ins Geschirr, und schon war der Felsbrocken draußen. Sie gab meinem Mann die Zügel zurück und setzte sich wieder zu mir.

„Der Treiber meines Neffen sagt das immer zu seinen Tieren", meinte sie. „Wissen Sie zufällig, was es bedeutet?"

Ihr das klarzumachen, überstieg meine Fähigkeiten. E. W. S.

Meine Frau bat mich, als ich nach Köln fuhr, einen dringenden Brief für sie dort in den Briefkasten zu werfen. „Vergiß ihn aber bestimmt nicht, der Brief ist sehr wichtig", schärfte sie mir beim Abschied ein.

In Köln hatte ich den Brief längst vergessen.

Ein Herr tippte mir auf dem Bahnhof auf die Schulter und fragte: „Denken Sie an den Brief?" — Ach ja, der Brief! Schnell suchte ich einen Briefkasten. Auf dem Wege dorthin sagte ein anderer Herr zu mir. „An den Brief denken!" — „Ja, ja, ich will ihn gerade einwerfen."

Kaum war der Brief im Kasten, erinnerte mich schon wieder ein Reisender, der mich überholte, an meinen Auftrag.

Mir war die ganze Sache schleierhaft. Woher wußten all diese fremden Menschen, daß ich einen wichtigen Brief nicht vergessen sollte? Als ich dann ein viertes Mal erinnert wurde, fragte ich: „Nun sagen Sie mir bloß, woher wissen Sie, daß ich diesen vermaledeiten Brief nicht vergessen soll? — Zu Ihrer Beruhigung, er ist längst eingeworfen."

„Na, dann können wir ja ruhig den Zettel von Ihrem Rücken entfernen, auf dem zu lesen steht: Brief nicht vergessen!" Gerh. Heldt *(Knechtsteden bei Neuß)*

Schilderung eines vorbildlichen Lebens

Charakterstudie eines Katers

Aus dem Buch „My Summer in a Garden" *von Charles Dudley Warner*

Von dem Augenblick an, da Cato, aus dem großen unbekannten Nichts auftauchend, bei uns einzog, nahm er in der Familie eine anerkannte Stellung ein, denn seine Persönlichkeit machte sich sofort geltend. Er war mächtig gebaut, kraftvoll und anmutig wie ein junger Leopard. Richtete er sich auf, um eine Tür zu öffnen — was er bei allen Türen, die Klinken hatten, tat —, so erreichte er eine unheimliche Größe. Sein weiches, feines Fell hatte einen gedämpften blaugrauen Ton, während er an der Unterseite von der Kehle ab den weißesten, zartesten Hermelin trug. Und niemals hat jemand strenger als er auf Sauberkeit gehalten.

Sein feingeformter Kopf verriet aristokratische Wesensart: kleine, gutgeschnittene Ohren, die Nüstern rosig überhaucht, das Gesicht hübsch und von überaus intelligentem Ausdruck.

Es fällt schwer, einen richtigen Begriff von seiner Munterkeit in Verbindung mit jener Würde zu vermitteln, die sein Name ausdrückte. Cato war zuzeiten von äußerster Verspieltheit, ergötzte sich an einem Garnknäuel oder jagte spaßhaft seinem Schwanze nach. Mäuse fand er amüsant, betrachtete sie jedoch als ein zu niederes Wild, um sie ernst zu nehmen: ich habe gesehen, wie er eine Stunde lang mit einer Maus spielte und sie dann mit königlicher Herablassung laufen ließ.

An Kindern lag ihm nichts, und gegen Katzen hatte er eine Abnei-

Charles Dudley Warner, der amerikanische Humorist und Essayist, wurde 1829 geboren und verbrachte fast sein ganzes Leben in Hartford in Connecticut, wo er Herausgeber und Mitinhaber der dortigen Tageszeitung *Courant* war. Sein erstes Buch, *My Summer in a Garden*, eine Sammlung von Humoresken, machte ihn sofort berühmt. Später veröffentlichte er noch 27 andere Bücher, eines davon gemeinsam mit Mark Twain.

gung. Offenbar hielt er sie für „katzenfreundlich" und heimtückisch. Manchmal, wenn eine kleine Nachtmusik im Staudengarten ertönte, verlangte er, daß man ihm die Tür öffnete: man hörte einen kurzen Tumult, dann ein Fauchen, das Konzert brach ab, und Cato kehrte ruhig ins Haus zurück und nahm seinen Platz am Kamin wieder ein. Sein Benehmen verriet keine Spur von Ärger — aber er duldete nun einmal nichts dergleichen in der Nähe des Hauses.

Außerordentlich beharrlich war er, wo es seine Anrechte durchzusetzen galt. Ein solcher Fall war sein Speisezettel. Er wußte so gut wie jeder andere, was das Haus bot, und lehnte Rindfleisch ab, wenn Truthahn zu haben war. Doch aß er auch Brot, falls er mich welches essen sah und nicht glaubte, hinters Licht geführt zu werden.

Catos Intelligenz war phänomenal. Er konnte fast alles, nur sprechen nicht, und manchmal lag in seinen Zügen eine ergreifende Sehnsucht danach, auch das zu können. In vielem war er ganz selbständig. In einem Zimmer, das er stets aufsuchte, wenn er für sich sein wollte, befand sich ein Heizungsschieber, den er öffnete, wenn er mehr Wärme wünschte, aber ebensowenig jemals schloß, wie er je eine Tür hinter sich zumachte.

Seine Liebe zur Natur war höchst bemerkenswert. Er konnte sich damit begnügen, stundenlang an einem niedrigen Fenster zu sitzen, in die Schlucht hinunter und auf die großen Bäume zu schauen, in denen er selbst die geringste Bewegung wahrnahm. Vor allem entzückte es ihn, mich auf Spaziergängen zu begleiten, den Vögeln zu lauschen, den Duft des frischen Erdreichs zu atmen und den Sonnenschein zu genießen. Er folgte mir, umspielte mich wie ein Hund und wälzte sich voller Lust auf dem Rasen. Bei Unwettern saß er am Fenster und beobachtete aufmerksam den Regen oder Schnee, dessen Fallen er auf- und niederblickend verfolgte; Winterstürme waren seine Wonne.

Nur zögernd spreche ich von seiner Fähigkeit, innige Zuneigung zu empfinden, denn seine eigene Zurückhaltung bedeutet mir, daß er es nicht gern gehabt hätte, wenn viel Redens davon gemacht wird. Wir verstanden einander vollkommen: sprach ich seinen Namen aus und schnippte dazu mit den Fingern, so kam er herbei. Wenn ich abends nach Hause kam, wartete er fast immer schon beim Gartentor auf mich, erhob sich und kam den Weg entlanggeschlendert, als wäre er ganz zufällig dagewesen — so sehr scheute er sich, seine Gefühle zu zeigen. Ihm war es zu verdanken, daß wir uns freuten, nach Hause zu kommen — seine Beständigkeit wirkte wie ein Magnet.

Niemals vergaß er seine Würde. Verlangte er, daß ihm die Tür geöffnet wurde, weil es ihn ins Freie zog, so trat er bedächtig hinaus. Ich weiß noch, wie er auf der Schwelle stand und den Himmel musterte, als

überlegte er, ob es sich lohne, einen Schirm mitzunehmen — bis die zufallende Tür ihm beinahe den Schwanz einklemmte.

Er schätzte Gesellschaft, mochte es aber nicht, wenn man zuviel Aufhebens von ihm machte oder ihn auf den Schoß nehmen wollte. Oft saß er da und sah zu mir herüber; dann, von zarter Neigung getrieben, kam er und zog mich so lange an Jackett und Ärmel, bis er mit der Nase mein Gesicht berühren konnte, und schritt alsbald befriedigt von dannen.

Morgens pflegte er in mein Arbeitszimmer zu treten, hockte dort stundenlang auf dem Tisch, sah zu, wie die Feder über das Papier eilte und legte sich dann zwischen den Blättern neben dem Tintenfaß zum Schlafen.

Wenn die Herrin des Hauses verreist war — sonst niemals —, erschien Cato morgens am Kopfende meines Bettes, blickte mir ins Gesicht, folgte mir, wenn ich aufstand, überallhin nach und legte mit vielem Geschnurre seine zärtliche Liebe so deutlich an den Tag, als hätte er gesagt: „Ich weiß, daß sie fort ist, ich aber bin da."

Catos Leben war naturhaft und ungezwungen. Er fraß, wenn ihn hungerte, schlief, wenn er schläfrig war, durchstreifte den Garten, lag im Gras, und genoß schwelgerisch die Annehmlichkeiten des Sommers.

Man konnte ihn zu keiner Zeit des Müßiggangs bezichtigen; und dennoch kannte er das Geheimnis der Geruhsamkeit. Er hatte gute Manieren und war von ausgeglichener Sinnesart. Ich sehe ihn vor mir: er kommt zur Tür des Studierzimmers herein, nimmt neben meinem Stuhl Platz, legt sich kunstvoll den Schwanz um die Pfoten und sieht, unaussprechliche Zufriedenheit auf dem hübschen Gesicht, zu mir empor. Über das vulgäre Miauen und Jaulen des Katzengeschlechts war er erhaben; zuweilen ließ er einen gleichsam artikulierten und wohlerzogenen Laut hören, wenn er die Aufmerksamkeit auf eines seiner Bedürfnisse zu lenken wünschte, maunzte aber niemals herum. Er gebot über eine gewaltige Schnurrkraft, um sein unermeßliches Behagen über ein Zusammensein mit Gleichgesinnten zu bekunden — ein Orgelwerk mit Registern von mancherlei Stärke und Ausdrucksmöglichkeit.

Cato schied ebenso still von uns, wie er geheimnisvoll aufgetaucht war. Niemals hat eine Krankheit etwas Würdigeres, Sanfteres und Resignierteres gehabt. Sie überkam ihn allmählich, als Apathie und Mangel an Appetit. Litt er Schmerzen, so ertrug er sie jedenfalls schweigend. Tag um Tag saß oder lag er da, ohne sich zu regen. Sein Lieblingsplatz war der hellste Fleck eines Smyrnateppichs, auf den die Sonne fiel. Wenn wir zu ihm traten und unsere Teilnahme an seinem Befinden bezeugten, schnurrte er stets in Anerkennung unseres Mitgefühls, aber der Ausdruck, mit dem er aufsah, besagte: „Ich verstehe schon, mein Guter, aber es hilft ja nichts."

An einem sonnigen Morgen stand er von seinem Teppich auf (er war sehr mager geworden), ging in den Wintergarten, machte dort bedächtig die Runde und betrachtete all die Gewächse, die er kannte, trat darauf ans Erkerfenster im Eßzimmer und stand da lange, um auf die Felder hinauszuschauen, die nun braun und öde dalagen, und in den Garten, in dem er wohl die seligsten Stunden seines Daseins verlebt hatte. Es war ein Abschiedsblick. Er wandte sich ab und ging fort, um sich auf den hellen Fleck des Teppichs hinzulegen und still zu sterben.

Wir haben ihn unter dem Zwillingsweißdorn begraben, an einer Stelle, wo er besonders gern gelegen und dem Summen der sommerlichen Insekten und dem Vogelgezwitscher gelauscht hatte.

Sie hat ihn erwischt

SEIT drei Jahren leitet Frau Gardner als einzige Frau die Filiale einer Gesellschaft für Autofinanzierung in Savannah, und zwar nicht weniger erfolgreich als irgendeiner ihrer Kollegen. Vor anderthalb Jahren allerdings war ein Autovermieter, ein lauter, ewig auf der Zigarre herumkauender Mann, plötzlich aus der Stadt verschwunden und hatte Frau Gardner und ihre Gesellschaft um 20 000 Dollar geprellt.

Nach einem Jahr emsigen Suchens fand Frau Gardner eine dürftige Spur: der Mann war früher Bauingenieur gewesen, und es war möglich, daß er wieder bei irgendeiner Baufirma arbeitete. Sie beschaffte sich eine Liste der großen Baufirmen und meldete im Laufe der nächsten sechs Wochen über 500 Ferngespräche an, um den Verschwundenen zu suchen. Jedes Ferngespräch lief mit Voranmeldung auf den Namen des Mannes. Erwiderte die angerufene Firma, sie hätten keinen Angestellten dieses Namens, dann sagte sie: „Vermittlung, bitte erkundigen Sie sich, ob sie außerhalb noch Baustellen haben, wo er vielleicht arbeitet." Für gewöhnlich antwortete der Mann am anderen Ende der Leitung, ehe die Vermittlung die Frage weitergegeben hatte. Resultat: nicht nur ein kostenloses Ferngespräch, sondern dazu noch eine Information, die ebenfalls nichts kostete.

Endlich bekam Frau Gardner ein erstes Lebenszeichen. Eine Firma in Dallas meinte, sie solle eine Baufirma in Laporte in Texas anrufen. Das tat sie. „Jawohl, ein Mann dieses Namens arbeitet bei uns", antwortete der Angestellte in Laporte. „Soll ich ihn an den Apparat rufen lassen?" „Nicht nötig", sagte Frau Gardner und hängte auf. Ihr nächstes Telefongespräch führte sie mit der Kriminalpolizei in Savannah, die nun ihrerseits einige Ferngespräche anmeldete. Der Gesuchte wurde in Laporte verhaftet und vor Gericht gestellt.

Die Suche hatte Frau Gardner keinen Cent gekostet. —TIME

O diese Amerikaner!

Aus der Monatsschrift The Atlantic Monthly von H. F. Ellis *Redakteur des Punch*

Wir Engländer — die nettesten Menschen der Welt — nehmen es nicht weiter tragisch, wenn Franzosen, Italiener, Chinesen oder Angehörige anderer europäischer, asiatischer, afrikanischer oder südamerikanischer Völkerstämme uns mißverstehen. Wir räumen solchen Leuten gern ein Recht auf Schrullen oder Irrtümer ein.

Wir sind aber keineswegs bereit, den Bürgern der Vereinigten Staaten das gleiche Vorrecht einzuräumen. Jede Kritik von dieser Seite kränkt uns schwer, nicht nur, weil sie in einer uns verständlichen Sprache geschrieben oder ausgesprochen wird, sondern vor allem, weil wir den Amerikanern verwandtschaftliche Gefühle entgegenbringen und meinen, sie sollten es besser wissen.

Selbstverständlich ist die amerikanische Nation heute in den Augen der Engländer schon längst kein Haufen abtrünniger Landsleute mehr. Schon 1943, als die ersten amerikanischen Truppen nach England kamen, hat sich herausgestellt, daß die Amerikaner ganz gewiß keine Engländer sind. Und die Besucher, die nach dem Krieg über den Atlantik zu uns kamen, haben diesen Eindruck noch verstärkt. Die Sitte, alte Malerpinsel nach Gebrauch an der Krawatte abzuwischen, finden wir sonderbar und durchaus unenglisch; ebenso die Gewohnheit, knielange Jacken zu tragen, oder den entschiedenen Ton, in dem sie mit Taxichauffeuren reden. Jeder von uns gibt heute offen zu, daß die Amerikaner unrettbar Ausländer sind.

Die Amerikaner haben es sich selbst zuzuschreiben, wenn sie falsche Vorstellungen von England haben; und daran, daß die Engländer die Amerikaner falsch beurteilen, sind sie auch schuld

Und trotzdem lebt dieses verwandtschaftliche Gefühl in uns weiter. Vorläufig spielen die Amerikaner, wenn wir es einmal so ausdrücken dürfen, ihre Rolle als Ausländer noch nicht sehr gut. Sie fallen immer wieder aus der Rolle und benehmen sich unversehens wie ganz normale Wesen. Immer wieder wird unsere Aufmerksamkeit von dem Wort „Alabama", in grüner Wolle

quer über die Brust gestickt, durch eine Bemerkung abgelenkt, die so vernünftig klingt, so von gesundem Menschenverstand zeugt, daß sie beinahe auch ein Engländer gemacht haben könnte.

Aus all diesen Gründen sind die Vereinigten Staaten jetzt für uns das einzige Land, auf dessen Meinung wir Wert legen. Das ist eine Auszeichnung, die nicht ihresgleichen hat, und die Amerikaner müssen die Last der Verantwortung, die damit verbunden ist, schon auf sich nehmen. Die folgende Aufzählung einiger ihrer gröberen Fehlurteile möge ihnen dabei behilflich sein.

Grobe amerikanische Fehlurteile über England

Die Engländer sind erledigt. Washington Irving (1783—1859) war der erste, der dieses Gerücht aufbrachte. John Bull, schrieb er, „ist in letzter Zeit eingeschrumpft und voller Runzeln wie ein gefrorener Apfel. Sein goldbesticktes Wams, das sich ihm einst, da er munter vor dem Wind segelte, so prall über den Bauch spannte, hängt nun schlapp um ihn herum wie ein Großsegel bei Windstille . . . Statt wie früher erhobenen Hauptes einherzustolzieren, pfeift er jetzt beim Gehen nachdenklich vor sich hin, läßt den Kopf hängen und stopft die Hände so tief es geht in die Taschen, die ganz offensichtlich leer sind".

Diese Sätze wurden im neunzehnten Jahrhundert geschrieben und haben sicherlich auch Königin Viktoria veranlaßt, nachdenklich vor sich hin zu pfeifen. Sie sind heute noch so wahr wie an dem Tag, da sie niedergeschrieben wurden.

Ihr Bier ist schal, warm und sauer. Ganz im Gegenteil, unser Bier schäumt nicht, ist bitter und wird leicht angewärmt serviert. Es wird bei uns so getrunken, weil es so getrunken werden muß. Es gibt außerdem noch ein Zeug, das „Lager" heißt und so gehaltlos ist, daß ein bißchen Kohlensäure es weder besser noch schlechter machen kann, und so ohne jeden Geschmack, daß man es ebensogut auch eisgekühlt trinken kann. Nur — wir Engländer trinken kein „Lager". Wir trinken Bier.

Die Engländer sind ungesellig, hochnäsig und verbringen ihre Zeit am liebsten hinter Hecken, wo sie selbstgefällig Tee trinken. Das ist nur mit jener niederträchtigen Lüge zu vergleichen, die behauptet, wir ließen uns in der Eisenbahn auf keinen Fall in ein Gespräch ein — eine völlig haltlose Verleumdung.

Vor einigen Jahren im April bestieg ich in Glenwood Springs im Staate Colorado den Morgenzug 4.10 Uhr nach Denver. 10.26 sagte der Mann neben mir — ein Amerikaner vom reinsten Wasser — „zehn Minuten Aufenthalt" und stieg aus. Das war sein erster Satz. Wir waren miteinander mehr als 300 Kilometer durch die herrlichsten Landschaften der Rocky Mountains gefahren. Wir hatten die Sonne in einem wolkenlosen Himmel aufgehen und die Gipfel mit überirdischem Glanz

überstrahlen sehen. Wir waren an Gegenden vorübergefahren mit so denkwürdigen Namen wie Eagle River Canyon, Cotopaxi und Texas Creek. Zu alledem hatte er nichts zu bemerken gewußt.

Ich behaupte, wäre das *meine* Heimat gewesen, die da ihre Schönheit und Größe vor den Augen des Fremdlings entfaltete, ich hätte spätestens um acht mit einem höflichen: „Haben Sie das gesehen?" oder „Hübsch, wie?" das Eis gebrochen. So wie die Dinge hier lagen, blieb mir natürlich nichts übrig, als den Mund zu halten, bis *er* mich ansprach.

Die Legende von der Ungeselligkeit der Engländer ist vor allem entstanden, weil unsere Reisen so kurz sind. Die Fahrt von Southampton nach London, den Amerikanern wohlvertraut, dauert zwei Stunden, also kaum lange genug, um sich eine Pfeife anzuzünden, das Fenster herunterzulassen und sich einen einleitenden Satz darüber zurechtzulegen, ob man es nicht besser wieder hochziehen sollte, und schon ist man im Waterloo-Bahnhof. Nähmen die Besucher aus Übersee hingegen den Morgenzug nach Inverness in Schottland, würden sie uns alle, schon lange vor der schottischen Grenze, in gemütlichem Gespräch finden.

Was die Klage über die hohen Hecken anlangt, so weiß ich nicht recht, worauf sie hinauswill. Die Hecken waren ganz niedrig, als sie gepflanzt wurden, und sind im Lauf der Zeit gewachsen. Wir trinken hinter ihnen Tee, weil da unsere Häuser stehen. Und wenn ein Amerikaner erfahren möchte, weshalb wir lieber Tee trinken als Kaffee, so soll er nur mal herüberkommen — er wird es schon merken.

Die Engländer meinen, sie hätten immer recht, und halten jeden, der anderer Meinung ist als sie, für irre oder irregeleitet. Wir begrüßen jede Kritik, von welcher Seite auch immer, vorausgesetzt, sie ist berechtigt. Es ist nicht unsere Schuld, wenn die anderen sich für ihre Attacken gerade die Punkte aussuchen, in denen wir unangreifbar sind. Wir sind keineswegs blind gegen unsere Mängel. Daß wir übertrieben großzügig sind, nur zu sehr bereit, von anderen das Beste zu denken, stets geneigt, Lasten auf uns zu nehmen, die unsere Kräfte übersteigen: das alles sind Anklagepunkte, in denen wir uns ohne weiteres schuldig bekennen. Nur ist noch niemand auf die Idee gekommen, sie uns vorzuwerfen.

Belanglose englische Irrtümer über Amerika

Jemand könnte nun fragen, ob es nicht auch im amerikanischen Leben einiges gäbe, von dem die Engländer eine falsche Vorstellung haben. Die Frage wäre unter Umständen zu bejahen. Nur — während an den amerikanischen Fehlurteilen über England ausschließlich die Amerikaner selbst schuld sind, tragen die Amerikaner an den Irrtümern der Engländer über Amerika ebenfalls die Schuld.

Amerikanische Bürger kommen in großer Zahl zu uns herüber und beobachten uns in unserer heimischen Umgebung; sie haben also ihre Kenntnisse in unmittelbarer Anschauung gewonnen, und ihre erstaunlichen Irrtümer sind lediglich ihrer eigenen mangelhaften Beobachtungsgabe zuzuschreiben. Die Engländer andererseits sind, da sie (aus Gründen, über die W. Irving sich ungeniert verbreitet haben würde) nicht nach Amerika reisen können, gezwungen, ihre Vorstellungen über das Leben in Amerika aus Filmen und Büchern zu beziehen. Wenn sie also annehmen, in den Staaten seien alle Türen neun Meter hoch, alle Polizisten bestechlich und alle Obstbäume das ganze Jahr hindurch in voller Blüte — liegt es dann nicht auf der Hand, wer daran schuld ist?

Ein weit folgenschwererer Irrtum, ein Irrtum, für den ausschließlich Hollywood verantwortlich ist, hat mich jahrelang gequält, bis eine Reise nach New York ihn in einer einzigen Nacht beseitigte. Es handelte sich um die Zustände in amerikanischen Bars.

Es gab, soweit ich das beurteilen konnte, zwei Sorten. Einmal den langgestreckten, schimmernden Raum, der zunächst leer war, bis ein Mann hereinkam, dem sein Mädchen soeben den Stuhl vor die Tür gesetzt hatte. Der Herr bestellte Whisky, gab zu verstehen, daß er die Flasche in Reichweite zu behalten wünsche, und trank, bis er vom Stuhl fiel oder von Spencer Tracy hinausgebracht wurde. Von Geld war in beiden Fällen nicht die Rede. Die andere, die westliche Sorte Bars, war gesteckt voll, aber schon eine halbe Stunde später waren sämtliche Flaschen zerbrochen, die Tische meist ohne Beine, und einer hatte sich rückwärts durch die Tür entfernt, ohne sie aufzumachen. Ich konnte das alles nicht verstehen. Wie die amerikanischen Barbesitzer dabei auf ihre Rechnung kommen, blieb mir schleierhaft. Bis ich dann in New York einen Whisky bestellte und den Preis erfuhr. Da waren alle meine Sorgen behoben. Bruchschäden und Unvorhergesehenes waren reichlich gedeckt.

Grundlegende Unterschiede

Es wird gut sein, hier einmal festzuhalten, was ich selbst, nach Jahrzehnten, die ich in England, und drei Wochen, die ich in den Staaten verbrachte, für die *grundlegenden* Unterschiede zwischen diesen beiden Nationen halte. Die anderen Unterschiede können, zumindest im täglichen Leben, als Irrtümer behandelt werden.

Amerikaner schwingen beim Gehen mit den Schultern, lassen die Hände mit ausgestreckten Fingern baumeln. Die Engländer schwingen die Arme und krümmen dabei die Finger. (Anmerkung: Dies gilt nur für Männer. Über den Gang der amerikanischen Frauen habe ich, aus angeborener Schüchternheit, keine Beobachtungen angestellt. Das könnte uns zu einem weiteren grundlegenden Un-

Um selbst mehr zu verdienen, mußten sie der ganzen Industrie auf die Beine helfen

Eine Gewerkschaft bürgt für Qualitätsarbeit

Aus der Wochenschrift The Freeman von Frank J. Taylor

Obwohl 1944 in den Vereinigten Staaten Hochkonjunktur im Wohnungsbau herrschte, waren die Plattenleger arbeitslos. Die Baumeister gingen zu billigeren, leicht zu legenden Ersatzstoffen über. In der Gewerkschaft der Plattenleger von Los Angeles war die Zahl der Mitglieder um die Hälfte zurückgegangen; es waren noch genau 142, die Beiträge zahlten. Die Gewerkschaftskasse war leer. Alle ließen die Köpfe hängen.

Der Vorsitzende Jimmy Feruzzi berief eine Versammlung ein und fragte: „Was gedenkt ihr jetzt zu tun?"

Ein Gewerkschaftler alter Schule schlug vor, daß jeder täglich nur eine bestimmte Menge Platten verlegen dürfe. Ein anderer meinte, man solle alle Lehrverträge kündigen und im Gebiet von Los Angeles keine Plattenleger von außerhalb beschäftigen. Wieder andere drängten auf eine Erhöhung der Löhne, damit ein Fliesenleger auch dann noch genug zum Leben hätte, wenn er nur drei oder vier Tage in der Woche arbeitete.

Da meldete sich Ed McGourty, der Schriftführer der Gewerkschaft, ein ruhiger, besonnener Vierziger, zum Wort und redete frei von der Leber weg.

„Kollegen", warnte er, „was ihr da vorschlagt, kann nur dazu führen, daß die ganze Industrie, von der wir leben, vor die Hunde geht. Wenn wir wieder mehr verdienen wollen, gibt es nur ein Mittel: wir müssen dafür sorgen, daß mehr Fliesen verwendet werden. Das können wir aber nur, wenn wir so viel Fliesen pro Tag verlegen, daß es sich für den Bauunternehmer trotz der Konkurrenz der neuen Ersatzstoffe wieder lohnt. Es hat aber noch einen anderen Grund, daß wir keine Arbeit mehr bekommen: wir haben oft liederlich gearbeitet und dadurch die Auftraggeber verärgert. Laßt uns versuchen, die Industrie wieder aufzubauen, statt sie zugrunde zu richten. Wenn die Baufirma auf ihre Rechnung kommt, kommen wir auch auf unsere."

Noch bevor die Gewerkschaft auseinanderging, war McGourty zum Geschäftsführer und Schatzmeister

NIVEA WINKE
Hausfrauenhände und ihre Pflege.
Gemüsepatzen, Heizen und das Hantieren in Wasser und Seifenlauge machen die Haut rauh, rissig und spröde. Und dennoch sollen die Hände gepflegt aussehen. Das ist es gut, daß es Nivea-Creme gibt. Ihr Eazeritgehalt bewirkt das tiefe Eindringen der Creme in die Haut. Hausfrauen sollten sich täglich mehrmals die Hände mit Nivea eincremen: Vor allem nach dem Hantieren im Wasser und nach jedem Händewaschen.
Nivea-Creme DM –,45, 1.–, 1.90
Tages Arbeit - abends Gäste!
NIVEA CREME
Zur täglichen Hautpflege

der Gewerkschaft gewählt. Er wollte zwar lieber Fliesen legen, aber die Gewerkschaft war aus guten Gründen dagegen: in den neun Jahren seiner bei aller Höflichkeit energischen Führung ist die Zahl der Mitglieder von 142 auf 781 gestiegen. Dazu kommen noch 140 beitragzahlende Mitglieder, die sich als kleine Unternehmer selbständig gemacht haben. Von Arbeitslosigkeit hört man kaum noch etwas. Die Zahl der verlorenen Arbeitstage, die früher im Durchschnitt 20 Prozent betragen hatte, ist auf etwa 2 Prozent zurückgegangen. Die Löhne sind nahezu auf das Doppelte gestiegen.

Dieser erstaunliche Fortschritt war nur deshalb möglich, weil die Gewerkschaft dafür gesorgt hat, daß die Baufirmen mehr Aufträge erhielten. Anstatt die Arbeit zu kontingentieren, fand sie Mittel und Wege, die Tagesleistung der Plattenleger von 3,25 auf 5,5 Quadratmeter zu erhöhen.

„Nun können wir es mit der Konkurrenz aufnehmen", erklärte McGourty. „Wenn die Kosten nicht wesentlich höher sind, ziehen die Kunden jederzeit Fliesen vor. Wir sorgen dafür, daß Tausende von kleinen Hauseigentümern, die früher nie daran gedacht hätten, sich Fliesen in ihre Häuser legen lassen."

Die Gewerkschaft warb mit unbezahlten Probearbeiten für die Verwendung von Fliesen. Fabrikanten stifteten die Fliesen, die Baufirmen bereiteten die Böden und Wände zum Verlegen vor, und die Gewerkschaft verlegte die Fliesen — alles kostenlos. Die Arbeit wurde aus Gewerkschaftsmitteln bezahlt oder freiwillig geleistet.

Vor zwei Jahren hat die Gewerkschaft ein heruntergewirtschaftetes Kinogebäude gekauft, um daraus ein Versammlungshaus zu machen. McGourty brauchte Freiwillige, die die unansehnliche Fassade des Gebäudes mit mattgrünen Fliesen verkleiden sollten. Alle Mitglieder drängten sich zur Arbeit. 50 wurden ausgewählt, und eines Samstagmorgens gingen sie an die Arbeit. Als der Tag zu Ende ging, erstrahlte das alte Gemäuer in neuem Glanz. Kein Haus in der ganzen Nachbarschaft hatte eine so blitzblanke Fassade.

„Da kann man einmal sehen", rief McGourty aus, „was man mit Fliesen aus einem Geschäftsviertel machen kann. Stellt euch mal vor, wieviel Arbeit das gäbe, wenn wir viele solcher ‚Schönheitsoperationen' übernehmen könnten."

Der Wendepunkt war eines Tages vor neun Jahren eingetreten. Damals hatte eine Baufirma sich über die liederliche Arbeit eines Mitgliedes beklagt. McCourty hatte die Arbeit überprüft und sie wirklich schlecht gefunden. Er versprach: „Wir lassen die ganze Sache auf unsere Kosten noch einmal machen."

Seitdem prüft er mit seinen Mitarbeitern täglich etwa acht Baustellen. Es vergeht kaum eine Woche, in der nicht irgendein Gewerkschaftsmitglied eine Arbeit in seiner Freizeit noch einmal machen muß.

MOUSON-Erzeugnisse sind auch in Österreich, Schweiz, Holland, Belgien, Skandinavien und vielen anderen Ländern in *Originalqualität* zu haben.

Auch auf die Baufirmen paßt die Gewerkschaft auf. Fliesen werden in drei Güteklassen geliefert. Die Bauunternehmer im Gebiet von Los Angeles sind übereingekommen, die schlechteste Sorte nur dann zu verwenden, wenn der Bauherr ausdrücklich damit einverstanden ist. Die Plattenleger stoßen aber immer wieder auf minderwertige Fliesen. Als Gewerkschaftsmitglieder müssen sie es ablehnen, die schlechten Platten zu verlegen, wenn nicht der Eigentümer des Hauses eine Erklärung unterzeichnet, daß er mit der Verwendung einverstanden ist.

„Wir werden den gewissenlosen Baufirmen das Handwerk legen", erklärt McGourty, „denn sie ruinieren die Industrie, die wir aufbauen wollen."

Alle Bauunternehmer, mit denen ich sprach, fanden, daß diese Kontrolle sehr nützlich ist. Die Gewerkschaft verfüge damit über eine wirksame Waffe, während ihr eigener Verband machtlos sei.

Einer bemerkte: „Ed ist unerbittlich, aber er ist gerecht. Einen Betrüger macht er über Nacht unschädlich."

Anstatt die Zahl der Lehrstellen zu vermindern, hat sich die Gewerkschaft jetzt sogar für eine Fachschule in Los Angeles eingesetzt, damit genügend Nachwuchs herangezogen werden kann. In dreijähriger Lehrzeit werden immer 45 Gehilfen gleichzeitig ausgebildet. Zwei alte erfahrene Plattenleger, welche die Gewerkschaft bezahlt, unterrichten die Schüler in Abendkursen.

„Es ist nicht unser Verdienst allein", gibt McGourty zu. „Bauunternehmer und Fliesenfabrikanten helfen auch mit. Unsere Zusammenarbeit macht sich für alle Beteiligten bezahlt. Früher hätte ich mir nicht träumen lassen, daß ich einmal etwas im Interesse des Arbeitgebers tun könnte. Heute kann ich auch seinen Standpunkt verstehen. Wenn wir unsere Industrie nicht selber schützen, werden wir alle arbeitslos."

Stummes Spiel

Im Hotel Tivoli in Lissabon waren zwei Amerikanerinnen abgestiegen. Sie wollten noch einen zweiten Stuhl in ihr Zimmer haben und läuteten nach dem Kellner; der verstand aber kein Englisch.

Eine der Damen deutete auf den einzigen Stuhl, der im Zimmer stand, und dann auf sich und ihre Begleiterin. Der Kellner war ratlos. Sie versuchte es nun mit einer Pantomine und setzte sich auf einen nicht vorhandenen Stuhl. Da endlich schien der Kellner begriffen zu haben. Er lächelte verständnisvoll und bat sie mit einer Handbewegung, ihm zu folgen.

Am Ende des Korridors blieb er stehen, verbeugte sich und wies triumphierend auf die Tür für „Damen". M. F.

Ein Blick klärt zwei Fragen
AGFA ISOLETTE III 6x6 cm
AGFA RECORD III 6x9 cm
Agfa

Der Kriegsberichter des Observer, der im April dieses Jahres aus nordkoreanischer Gefangenschaft entlassen wurde, gibt einen erschütternden Bericht über die sinnlose Grausamkeit der Chinesen und Nordkoreaner

Als Kriegsgefangener in Nordkorea

Aus dem Londoner Sonntagsblatt Observer von Philip Deane

Am 23. Juli 1950 morgens begann der vorgeschobene Stab der amerikanischen 1. Kavalleriedivision die Stadt Jongdong vor dem Ansturm fünfzehn roter, nach Süden drängender Divisionen zu räumen. Ich war, um mir ein Bild von den Absetzbewegungen zu machen, in einem Jeep mit nach vorn gefahren, als wir fünf Kilometer nördlich vom Stadtrand Feuer von Scharfschützen erhielten. Unser Motor fiel durch einen Treffer aus, und wir sprangen in den Straßengraben. Von Kugeln umschwirrt, krochen wir fünfzig Meter bis zu einem Bauernhaus. Drinnen hockten schon fünf GIs. Ray Rothermel und Slim Devorak, die mit mir im Jeep gewesen waren, beide achtzehn Jahre, übernahmen das Kommando. „Die Scharfschützen aufs Korn nehmen! Gebt ihnen Zunder!"

Das Gesicht an den Lehmboden gepreßt, lagen wir dort, während die Kugeln wie wütende Wespen wenige Zentimeter über uns wegpfiffen. Drei GIs fielen. Die Munition ging zu Ende, Ray und Slim wurden verwundet. Ein Schuß traf meine rechte Hand — ungläubig starrte ich auf das hervorschießende Blut. Dann bekam ich vier Kugeln aus einer Maschinenpistole in den linken Oberschenkel.

Von allen Seiten hörte man heisere, gutturale Rufe. Zwei Nordkoreaner mit Maschinenpistolen sprangen in unseren Unterschlupf und befahlen uns aufzustehen. Slim und Ray schafften es nicht. Bei jedem Feuerstoß grotesk mit den Augen zwinkernd, jagten die zwei Nordkoreaner den beiden verwundeten Achtzehnjährigen ein paar Garben in den Leib.

Die zwei überlebenden GIs und ich wurden auf die Straße geführt. Man zog uns bis auf die Unterhosen aus; dann mußten wir hinknien. Die Hände wurden uns mit Telefondraht

World Copyright by Observer Foreign News Service
Nachdruck, auch auszugsweise, streng verboten

6 ZIGARETTEN 50 PF.

12 ZIGARETTEN 1 DM

OVERSTOLZ

vom Rhein

auf den Rücken gebunden. Eine Woche vorher waren ein paar GIs, ausgezogen und gefesselt wie wir, mit Genickschuß aufgefunden worden — wir drei wußten das. Doch wir wurden nur geschlagen und getreten.

Dann brachte man uns zu einem Gefechtsstand. Dort lagen schon sechs andere Gefangene, zwei davon schwerverwundet. Bei Dunkelwerden befahl man uns aufzustehen. Die beiden Schwerverwundeten wurden mit Pistolenschüssen erledigt.

Im Gänsemarsch, fast nackt, die Hände auf dem Rücken gefesselt, ging es über schmale Bergpfade, barfuß über Steine und loses Geröll. Ein amerikanischer Sergeant bewahrte mich immer wieder vor dem Hinstürzen. Ich glühte vor Wundfieber. Als wir in der Hitze des nächsten Vormittags endlich an einem bewässerten Terrassen-Reisfeld haltmachten, tranken wir gierig und hielten unsere brennenden Köpfe ins Wasser, obwohl wir wußten, daß Reisfelder mit menschlichen Exkrementen gedüngt werden.

Am 23. Juli, einem Sonntag, hatte der Marsch begonnen — er endete am Freitag, den 28., in einem kleinen Tal bei Suwon, dem kommunistischen Hauptquartier. Als ein paar Offiziere hörten, ich sei Journalist, führte man mich beiseite zu einer kleinen Lichtung, wo ich niederknien mußte. Von Sonnenuntergang bis zum Morgengrauen stellten drei „englisch" sprechende Vernehmungsoffiziere unaufhörlich Fragen an mich, die ich nicht beantworten konnte. Schließlich wurde ich in einen Jeep verfrachtet und nach Seoul gefahren, wo ein flachgesichtiger Koreaner mich dazu bringen wollte, über den nordkoreanischen Rundfunk zu sprechen und die Amerikaner anzuprangern. Als ich das, nachdem der Flachgesichtige einen ganzen Tag auf mich eingeredet hatte, immer noch ablehnte, gab er es auf und sagte: „Sie wollen also nicht mitarbeiten. Dann kommen Sie nach Pjöngjang. Dort wird man Sie schon richtig behandeln."

In jeder Ortschaft auf dem Wege nach Pjöngjang wurde ich als Gefangener zur Schau gestellt. Angefeuert von ihrem Dorfobmann, spuckte die Menge mich an, schlug und stieß nach mir. In einem der Dörfer flüsterte mir ein junger Mann in Polizeiuniform auf englisch zu: „Tut mir alles sehr leid. Ich bin Christ."

In Pjöngjang wurde ich ins Innenministerium gebracht und in ein riesiges Arbeitszimmer eskortiert, wo hinter einem mächtigen Schreibtisch ein Mann in Hemdsärmeln saß. Ein Dolmetscher übersetzte die Fragen, die der Minister mit ruhiger, gleichmäßiger Stimme stellte, während seine Augen mir unverwandt ins Gesicht starrten. „Vielleicht sind Sie gar kein Journalist, sondern ein Spion", sagte der Minister. „Auf dem Weg von Seoul hierher haben Sie mit jemand englisch gesprochen. Vielleicht war das Ihr Verbindungsmann."

Ich erschrak — mir fiel der junge Polizist ein.

Anspruchsvolle Frauen in aller Welt

Schön wie eine Prinzessin...

Delia, Prinzessin zu Öttingen-Wallerstein

mit den Pond's Creams!

Die reizende, blondhaarige Delia, Prinzessin zu Öttingen-Wallerstein, hat bei ihrem ausgefüllten Tageslauf wenig Zeit zur Pflege ihrer empfindlich hellen Haut. Die Prinzessin züchtet Pferde und ist eine erfolgreiche Jägerin. Durch den Gebrauch der beiden Pond's Creams weiß sie, daß Wind und Wetter ihrer schönen klaren Haut nicht schaden können.

„Durch meine Pferde, die Reiterei und auch die Jagd bin ich sehr viel draußen, und ich kann mich auch selten eingehend mit Schönheitspflege befassen", sagt Prinzessin Delia. „Aber ich habe die Erfahrung gemacht, daß ich mich auf die Pond's Creams verlassen kann. Sie sind in der Mühelosigkeit der Anwendung einfach ideal für meinen empfindlichen Teint." Pond's C-Cream (Cold-Cream) mit seinen hautverwandten Ölen reinigt die Haut von Staub und Puderresten und belebt die Gewebefunktionen.

Tagsüber hält Pond's V-Cream (Vanishing-Cream) den Teint samtartig matt und schützt ihn vor schädlichen Witterungseinflüssen. Pond's Creams sind garnicht teuer, man erhält sie ab DM 1.35

POND'S

LONDON · NEW YORK · DR. WURMBOCK G.M.B.H. MÜNCHEN 23

„Wenn Sie Ihre Identität nachweisen können", fuhr der Minister fort, „ist alles in Ordnung. Wir sind keine Wilden. Wir sind zivilisierte Menschen. Sie können über den Rundfunk sprechen. Wir wünschen, daß Sie die Greueltaten der Amerikaner, ihre ungerechtfertigte Einmischung in einen Bürgerkrieg brandmarken und dabei betonen, wie sehr das alles der Charta der Vereinten Nationen widerspricht. Wenn Sie Ihre Rundfunkansprache gehalten haben, werden Sie auch ärztliche Behandlung bekommen. Ihr Bein ist ziemlich entzündet, nicht wahr? Es wäre doch schade, wenn Sie es verlören."

Am nächsten Tag fuhr man mich zu ein paar baufälligen Baracken. Ein freundlicher Riese half mir, als ich mich auf den Lehmboden niederlegte. „Jetzt ruhen Sie sich nur aus, mein Junge", sagte Monsignore Thomas Quinlan, „jetzt sind Sie bei Freunden."

Ich war in dem Lager für Zivilinternierte, einem früheren Schulgebäude. Es gab dort einen Raum für Engländer, einen für Franzosen, einen Frauenraum und einen für Amerikaner. Die Verpflegung bestand aus drei Tassen Reis täglich, dazu drei Teelöffel Rübenkrautsaft. Wir hatten alle die Ruhr; ärztliche Behandlung gab es nicht.

Monsignore Quinlan brachte es mit seinem Charme fertig, daß die Wachen einem anderen Internierten — Dr. Ernst Kisch — erlaubten, nach meinen Wunden zu sehen; er entfernte die nicht zu tief sitzenden Kugeln, desinfizierte die Wunden mit Sulfonamidpuder, den der französische Geschäftsträger aus Seoul hatte mitbringen können, und verband sie. Das war eine ganze Woche nach meiner Gefangennahme.

(Dr. Kisch, früher Arzt in Wien, hatte Dachau und Buchenwald überlebt. Er war vom Methodistenkrankenhaus in Schanghai herübergekommen, um die Koreaner im amerikanischen Methodistenkrankenhaus in Kaesong zu betreuen, und man hatte ihn interniert, weil er kein Kommunist war. Er ist später in Nordkorea an Unterernährung gestorben.)

Die „Gehirnwäsche" ging weiter: Verhör folgte auf Verhör. Immer wollten die Koreaner dabei die Namen sämtlicher Angehörigen von uns wissen. Die Franzosen brachten die Mode auf, alle möglichen Verwandten zu erfinden: Georges Perruche, der französische Geschäftsträger, lieferte ihnen eine detaillierte Schilderung einer sagenhaften schizophrenen Tante, die beim Radfahren Bilder malte, und er erwähnte dabei, wie sehr Lenins Abhandlung über die Kunst ihren Stil beeinflußt habe. Humor war ein seltener Artikel, den wir sehr zu schätzen wußten.

Bei den Verhören saß ich an einem großen Tisch drei Vernehmungsoffizieren gegenüber. Eine starke elektrische Birne hing fünfzehn Zentimeter von meinem Gesicht entfernt. Die Fenster waren mit Decken verhängt, und es war sehr heiß. Die Vernehmungsoffiziere lösten einan-

DER MODISCHE HERBST- UND WINTERMANTEL

BEZUGSNACHWEISE
UND UNSERE BROSCHÜRE
ERHALTEN SIE DURCH MARIANNE ZINNER · M-GLADBACH 44

der ab. Sie wollten mich unbedingt dazu bekommen, über den Rundfunk zu sprechen, damit meine Frau hören könne, daß ich am Leben sei, und versprachen sogar, mir ein Telegramm von ihr zu bringen.

Als ich mich weigerte, erklärten sie, der Minister müsse recht haben: ich sei kein Journalist, ich sei ohne Zweifel ein Spion.

Drei Nächte lang verhörten sie mich. Von da an erinnere ich mich an nichts mehr — bis ich wieder aufwachte, in einem Bett, an dessen Kopfende ein englischsprechender Polizeihauptmann saß. „Sie waren sehr krank", sagte er. „Ich habe Anweisung, dafür zu sorgen, daß Sie nicht sterben. Ihre Zeitung macht großen Lärm um Sie. Auch in den Vereinten Nationen hat man Ihre Freilassung gefordert. Sie müssen wohl ein wichtiger Mann sein, und Sie müssen wieder gesund werden."

Doch im Oktober, nach dem Eintritt Rotchinas in den Krieg, änderte sich die Behandlung mit einem Schlag. Eines Morgens ließen uns die Lagerwachen alle draußen antreten, und zwar unter dem Befehl eines Majors, den wir später den „Tiger" nannten.

„Ich bin Major der Volksarmee", sagte er. „Ich habe Befehlsgewalt über Sie und werde Sie zwingen, zu gehorchen. Sie werden jetzt woandershin marschieren."

Wir marschierten durch die eisige Nacht, vorbei an Manpo auf der Straße nach Kanai, und machten schließlich auf freiem Felde halt zum Schlafen. Als wir aufwachten, sahen wir, auf einen Haufen geworfen, die nackten Leichen von GIs, die erfroren waren.

Nachdem wir etwas gekochten Mais gegessen hatten, ging der Marsch weiter. Monsignore Quinlan trug Pater Paul Villemot, einen achtzigjährigen französischen Missionar, der sechzig Jahre seines Lebens den Koreanern gewidmet hatte. Miß Nellie Dyer, eine amerikanische Methodistenmissionarin, stützte Schwester Mary Clare, eine anglikanische Nonne. Pater Hunt, der an Gicht litt, wurde von seinen Gefährten mitgeschleppt. Heilsarmee-Kommandeur Herbert Lord, unser offizieller Dolmetscher, band einer alten Weißrussin einen Strick um die Taille und zog sie daran mit. Zwei Karmeliterinnen spuckten Blut. Zwei alte französische Patres, die Ruhr hatten, wurden durch Gewehrschüsse, welche die Wachen dicht an ihren Ohren abfeuerten, gezwungen, in der Reihe zu bleiben. Vor uns marschierten in auseinandergezogenen Dreierkolonnen die amerikanischen Soldaten. Viele mußten getragen werden, und am Morgen des 1. November blieben mehrere erschöpft liegen. Der Tiger rief die amerikanischen Zugführer zusammen.

„Keiner darf liegenblieben", befahl er. „Wenn Sie nicht gehorchen, werde ich Sie bestrafen — mit der Höchststrafe für Vergehen gegen die Disziplin. Auch die Toten müssen mitgenommen werden."

Wer ihn sieht,
bewundert ihn -
wer ihn fährt,
ist begeistert!

Überall, wo der neue OLYMPIA REKORD erscheint, merkt man auf.

Bewunderung steigert sich schnell zur Begeisterung: so ausgezeichnet fährt es sich in diesem großartigen Wagen der Mittelklasse. Gediegener Komfort und viele kleine Finessen schaffen wohltuende Bequemlichkeit. Und obendrein: der REKORD ist äußerst sparsam und wirtschaftlich.

Leisten Sie sich einen ungewöhnlich guten, zuverlässigen Wagen – den OLYMPIA REKORD! Unverbindliche Probefahrt bei jedem OPEL-Händler.

LIMOUSINE
DM **6250.-** ab Werk

ADAM OPEL AKTIENGESELLSCHAFT · RÜSSELSHEIM AM MAIN

OPEL-Händler überall. Auslandsvertrieb durch die weltumfassende Organisation der General Motors

Der Marsch ging weiter. Noch vor der Mittagsrast konnten aus jedem Zug ein paar Mann nicht mehr weiter. Wieder rief der Tiger die Zugführer zusammen.

„Sie haben meinen Befehlen nicht gehorcht", herrschte er sie an, „ich werde Sie alle erschießen."

Heilsarmee-Kommandeur Lord wollte auf koreanisch um ihr Leben bitten. „Mund halten", unterbrach ihn der Tiger, „oder ich erschieße *Sie*." Dann fragte er nach dem Offizier, aus dessen Zug die meisten Männer liegengeblieben waren. Ein junger amerikanischer Leutnant trat vor.

„Warum haben Sie die fünf Leute zurückgelassen?" fragte der Tiger.

„Weil sie im Sterben lagen, Sir."

„Warum haben Sie meinen Befehl nicht ausgeführt und haben sie tragen lassen?"

„Weil das auch für die Träger den Tod durch Erschöpfung bedeutet hätte, Sir."

„Im Krieg steht auf Gehorsamsverweigerung die Todesstrafe. Sie haben Befehlen nicht gehorcht. Ich werde Sie erschießen. In der amerikanischen Armee würde man das genau so machen, oder nicht?"

„In der amerikanischen Armee, Sir" — die Stimme des Leutnants schwankte keinen Augenblick — „würde ein Kriegsgericht zusammentreten."

Der Tiger wandte sich an die herumstehenden Wachmannschaften. „Ich habe die Befugnis, ihn zu erschießen. Er hat meine Befehle nicht ausgeführt. Was muß ich da tun?"

„Umlegen!" schrien die Wachen.

„Sehen Sie", sagte der Major, „da haben Sie auch Ihr Kriegsgericht."

„Bei uns in Amerika", erwiderte der Leutnant, einen Unterton von Verachtung in der Stimme, „nennt man das Lynchen, aber nicht Recht sprechen."

„Drehen Sie sich um!" befahl der Tiger.

Der amerikanische Offizier machte — mit zurückgenommenen Schultern, Kopf hoch, Hände an der Hosennaht — eine korrekte Kehrtwendung. Er zuckte nicht mit der Wimper.

Der Tiger nahm ein Taschentuch, verband dem Leutnant die Augen und schoß ihn dann ins Genick.

Ein langer, blonder amerikanischer Sergeant sprang vor und fing den Leutnant auf, als er zusammenbrach. Behutsam, als hätte er ein Kind im Arm, trug der Sergeant ihn in den Straßengraben hinüber. Wir marschierten weiter.

Achtzehn amerikanische Soldaten, die vor Erschöpfung nicht mehr weiterkonnten, wurden in einer Ortschaft ins Volkshospital gebracht. Der Tiger sagte zu dem Dorfobmann: „Beerdigt sie ohne Grabhügel, sobald wir weg sind."

Am Tag darauf befahl man uns, die siebenundsiebzigjährige Oberin Beatrice, die ihr ganzes Leben koreanische Waisenkinder betreut hatte, nicht mehr mitzuschleppen; sie werde in ein Volkshospital gebracht, sagte man uns. Einige Minuten später fiel

VITO II
24 x 36 mm

Fachleute rühmen ihr Objektiv

das Color-Skopar 1:3,5 aus der Reihe der Voigtländer-Hochleistungs-Objektive. »Diese Objektive gehören zu den besten der Welt«, so lautet einstimmig das fachmännische Urteil. Und strengste Prüfungen bestätigen es immer wieder: Voigtländer-Hochleistungs-Objektive sind farbtüchtig, d.h. sie erfüllen wirklich die hohen Anforderungen der Farbfotografie. Selbstverständlich bedeutet das auch für das Schwarzweiß-Foto größere Brillanz und Randschärfe in der Durchzeichnung.

Preis je nach Ausführung DM 146.- bis 166.-

Vo 5306

Voigtländer weil das Objektiv so gut ist

Fordern Sie den Foto-Katalog »Glücklich beim Fotografieren« bei Voigtländer, Braunschweig 12, an.

ein Schuß. Am Abend wurde Heilsarmee-Kommandeur Lord mit an den Kopf gesetzter Pistole gezwungen, Mutter Beatrices Totenschein zu unterschreiben — Todesursache „Herzschlag".

Am 4. November überquerten wir in eisigem Schneesturm einen Gebirgspaß. Immer mehr GIs blieben zurück. Sie lagen am Straßenrand, blickten der weiterziehenden Kolonne nach. Wir hörten zahlreiche Schüsse.

Vier Tage später erreichten wir unseren Bestimmungsort Chung Kang Djin. Einhundert Tote hatten wir auf unserem Marsch zurückgelassen: in Volkshospitälern — „beerdigt ohne Grabhügel".

Chung Kang Djin war keine anderthalb Kilometer vom Jalu entfernt, trotzdem erlaubte das Wachkommando nicht, daß wir öfter als einmal am Tag Wasser erhielten. Pater Villemot starb am zweiten Abend nach unserer Ankunft.

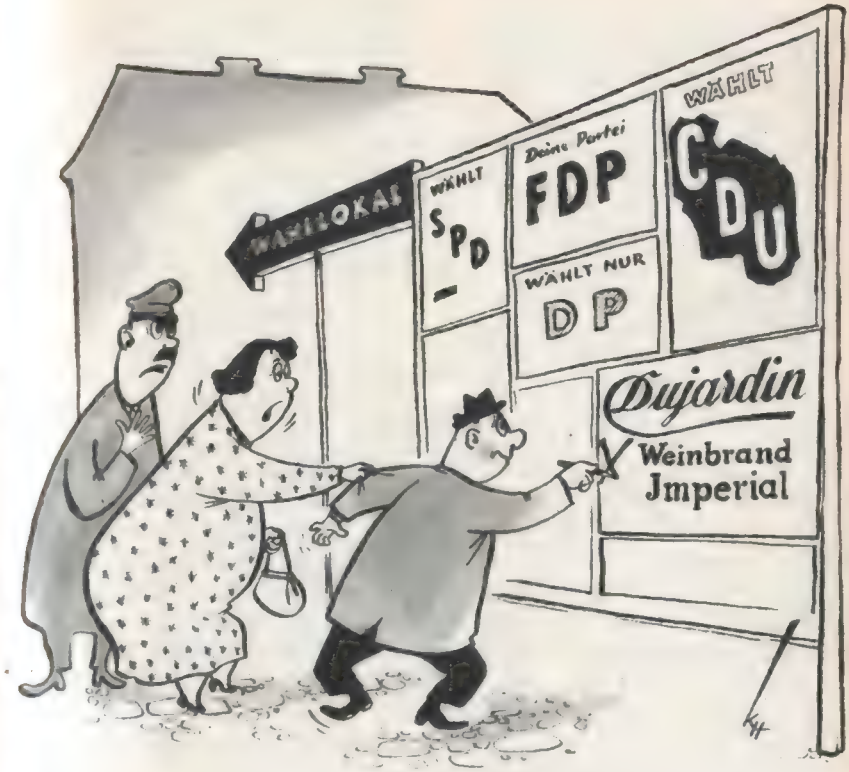
Drei Monate lang waren wir zu zehn Personen in einem drei mal drei Meter messenden Raum zusammengepfercht — bis zum Februar 1951. Die Verpflegung bestand aus drei Tassen Getreide, dazu einem faserigen Kopf Chinakohl für uns alle zehn. Bei besonderen Gelegenheiten wurden kleine Fleischportionen ausgegeben. Die Kranken bekamen weißen Reis und Zucker.

Unsere Sondergruppe aus Diplomaten und Journalisten erhielt Mitte Dezember dünne wattierte Baumwollkleidung. Wir hatten kein Winterschuhzeug, mußten aber beim Essenholen drei bis vier Stunden draußen im Schnee stehen.

Es gab auch „Lazarette" im Lager, Baracken, in die man die Sterbenden trug. Dort war alles so überfüllt, daß niemand ausgestreckt liegen konnte. Die Menschen starben in sitzender Stellung — an Lungenentzündung, an Ruhr, an Hirnhautentzündung. „Gepflegt" wurden sie von einem Koreaner, der Student im vierten Semester am medizinischen Institut von Pjöngjang zu sein behauptete. Ein amerikanischer Stabsarzt mußte dem Studenten die Instrumente tragen, durfte aber weder Diagnosen stellen noch jemand behandeln.

Im September 1950 waren wir noch mit 777 jungen Amerikanern zusammengewesen. Über 60 Prozent von ihnen waren bis zum 2. Februar 1951 gestorben. An diesem Tag wurden wir mit dem Autobus nach Manpo geschafft, einer Grenzstadt an der koreanisch-mandschurischen Eisenbahn, dicht am Jalu. Dort verbrachten wir die folgenden zwei Jahre und warteten auf unsere Befreiung.

In Manpo hatten wir es, verglichen mit dem Lebensstandard der Bevölkerung dort, geradezu luxuriös. Wir bekamen weißen Reis, den es für die Bauern nicht gab. Auch wattierte Winterkleidung wurde in jedem Jahr an uns ausgegeben und getragenes Sommerzeug. Ein Arzt besuchte uns regelmäßig; jedesmal, wenn er eine Sendung Medikamente erhalten hatte, verabreichte er uns Injektionen — „für alle Fälle".



...DARAUF EINEN Dujardin

Langeweile und der Mangel an Nachrichten von draußen setzten uns am meisten zu. Dann erfuhren wir von den Waffenstillstandsgesprächen in Panmunjon, und unsere Hoffnung stieg.

Am 20. März 1953 wurden Captain V. Holt, britischer Gesandter in Seoul, der britische Legationssekretär N. Owen, der britische Vizekonsul G. Blake und ich aus dem Lager geholt — und es begannen drei Wochen, in denen man sich fast die Beine um uns ausriß. Wir wurden mit größter Zuvorkommenheit behandelt und ausgezeichnet verpflegt. Leibhaftige Oberste umdienerten uns. Wir wagten nicht darüber nachzudenken, was das alles bedeutete.

Endlich, am 8. April, eröffnete man uns, wir würden entlassen. Tags darauf, als wir bei Antung die koreanisch-mandschurische Grenze überschritten, wurden wir in luxuriösen amerikanischen Limousinen auf schnellstem Wege ins beste Hotel der Stadt gefahren.

In Mukden erhielten wir jeder ein Hotelzimmer mit Bad und konnten uns zu essen bestellen, was und soviel wir wollten. In Otpor, nach Passieren der russischen Grenze, teilte uns ein Intourist-Beamter mit, daß wir von nun an ohne Bewachung reisen würden, und übergab uns ein Gutscheinheft für den Speisewagen nebst tausend Rubeln Taschengeld. Ein Arzt erkundigte sich nach unserem Gesundheitszustand, maß unsere Temperatur und schickte uns dann auf unsere lange Eisenbahnreise.

Von den Fenstern unseres Abteils sahen wir lange Güterzüge nach Osten rollen — mit fabrikneuen Lastkraftwagen, Eisenträgern für Brücken, Feldgeschützen und Traktoren, Ausrüstungen für Pumpstationen, Kohle, Öl, Stahl, Kabeltrommeln und Kisten. An den Waggons stand mit Kreide der Bestimmungsort ihrer Ladung angeschrieben: bei den Feldgeschützen „Korea", bei den Traktoren „China". Die Menge des rollenden Materials und der Lokomotiven, ein paar davon amerikanischer Herkunft, beeindruckte uns.

Endlich erreichten wir Moskau, überfüttert, benommen, unsere Freiheit immer noch nicht ganz fassend. Und auf dem Bahnsteig dort standen unverkennbar Engländer, die uns in Empfang nahmen. Nach einem festlichen Essen beim Botschafter wurden wir in ein englisches Flugzeug gesetzt, um zur letzten Etappe unseres Heimwegs zu starten — unseres Wegs zurück in die freie Welt, die wir vor Ewigkeiten verlassen hatten.

Man kann's kaum besser sagen

Ein Tag, so warm und weich, daß man ein kleines Kind hätte darin einwickeln können. M. C.

Dieses Betrugsmanöver zwischen sieben und acht Uhr morgens, das sich eine Stunde nennt. N. T.

Sie alle brauchen eine Zweistärken-Brille!

Eine Zweistärken-Brille kann man ständig tragen. Bei diesen Gläsern ermöglicht der obere Teil eine klare Sicht in die Ferne, der untere ein einwandfreies Sehen in der Nähe. Wer eine Zweistärken-Brille hat, braucht nicht mehr über den Rand zu blinzeln oder die Brille hochzuschieben, er braucht auch nicht mehr zwei Brillen abwechselnd zu benutzen. In seinen Zweistärken-Gläsern sind Nah- und Fernbrille vereinigt. Fragen Sie Ihren Augenoptiker! Er wird Sie gern fachmännisch beraten. Und unter seiner großen Auswahl moderner, formschöner Brillengestelle werden Sie für die neuen Zweistärken Gläser auch eine Fassung finden, die Ihrem Typ entspricht.

DER BESTE RAT MEINES LEBENS

Von Clinton B. Anderson

amerikanischer Landwirtschaftsminister a. D. und Senator für Neumexiko

ALS JUNGER MENSCH von einundzwanzig Jahren machte ich die düsterste Zeit meines Lebens durch. Noch wenige Wochen vorher hatte es so ausgesehen, als sollte ich bei einer Zeitung meiner Heimatstadt meinen Weg machen; noch wenige Wochen vorher hatte ich mich auf meine bevorstehende Heirat gefreut. Und nun lag ich, ans Bett gefesselt, in einem Tuberkulose-Sanatorium und glaubte mich aufs Sterben vorbereiten zu müssen.

Der Arzt hatte meinen Vater telegrafisch gebeten, innerhalb von fünf Tagen zu kommen, wenn er mich noch einmal sehen wolle. In meiner ersten Nacht im Sanatorium hatte im Nebenzimmer ein Junge ununterbrochen nach seiner Mutter geschrien, bis er bei Tagesanbruch starb. Ich sah auf meinem Nachttisch eine Flasche mit medizinischem Alkohol und erwog den Gedanken, sie auszutrinken, um meinem Elend ein Ende zu machen.

Da merkte ich, daß jemand an mein Bett getreten war und zu mir sprach. Es war der alte, schwer lungenkranke Joe Maas. Seine Worte haben mir buchstäblich das Leben gerettet. In allen kritischen Augenblicken fielen sie mir wieder ein und verliehen mir die Kraft zum Durchhalten.

„Denke immer daran, mein Sohn", sagte Joe Maas mit der heiseren Flüsterstimme des Tuberkulosekranken im fortgeschrittenen Stadium, „denke immer daran, daß deine Krankheit dich nicht umbringen kann, solange sie in deiner Brust bleibt. Nur, wenn du sie bis hierher vordringen läßt", sagte er und deutete vielsagend auf seine Schläfe, „nur dann kann sie dir zum Verhängnis werden. An der Angst vor der Krankheit sind schon mehr Patienten gestorben als an der Tuberkulose selbst."

Die Worte des alten, erfahrenen Patienten erfüllten mein junges Herz mit neuem Lebensmut. Ich beschloß, nicht mehr über meine Krankheit nachzudenken, sondern die erzwungene Untätigkeit zum Schreiben zu benutzen. Schon immer hatte ich schreiben wollen, war aber wegen anderer Arbeiten nie dazu gekommen.

Ich ließ mir meine Schreibmaschine schicken und sie an einem Flaschenzug an der Decke über mir aufhängen. Jeden Morgen saß ich nun, ein Kissen im Rücken, aufrecht im Bett, ließ die Schreibmaschine auf meinen Schoß herunter und tippte fleißig Skizzen, Gedichte und Kurzgeschichten — acht Monate lang. Mit den Ablehnungsschreiben für diese Manuskripte hätte ich meine Zimmerwände tapezieren können.

Die PERI-Rasur noch *leichter - schneller - besser*

Durch den Lanolingehalt wird die Haut gepflegt, ernährt und fühlt sich nach der Rasur wunderbar glatt und zart an. Voller, lang stehender Schaum ermöglicht durch gründlichste Barterweichung müheloses Rasieren. Die Klinge wird dabei geschont - daher längere Schneidfähigkeit. Große Tube PERI wie bisher nur DM 1.25

Neuheit: 10 PERI-Spezial-Klingen in der Klingen-Box DM 1.–

Hin und wieder erreichten mich jedoch auch ein paar ermutigende Worte wie jener Brief von *Harper's Magazine*, in dem es hieß: „Diesmal hätten Sie es beinah getroffen!" So ein Satz ließ mich hundert ablehnende Antworten vergessen, die mit den Worten „Wir bedauern ..." begannen. In den vier Jahren meiner Krankheit schrieb ich täglich an meine Verlobte, und täglich bekam ich einen Brief von ihr. Ich zweifelte nie an meiner Genesung.

Als ich langsam an Gewicht zunahm und es mir zusehends besser ging, schrieb ich für die Wochenzeitung des Krankenhauses kurze Artikel über neueingelieferte Patienten. An sie alle gab ich die Mahnung des alten Joe Maas weiter. Im Laufe der Zeit unterhielt ich mich mit etwa zweitausend Patienten und machte mir Notizen über ihre Haltung. Fast alle, die fröhlich in die Zukunft sahen, überstanden die Krankheit, und viele von ihnen haben mir später bestätigt, daß Joes guter Rat viel zu ihrer Genesung beigetragen habe.

Dagegen gab es unter den leichteren Fällen viele Patienten, die in ständiger Furcht lebten und von denen manche schließlich dahingerafft wurden — meiner Ansicht nicht durch die Krankheit, sondern weil sie die Hoffnung aufgegeben hatten.

Vor drei Jahren suchte ich einen Herzspezialisten in Washington auf.

„Sind Sie von Ihrem Einkommen als Senator abhängig?" fragte er.

„Nein."

„Dann geben Sie Ihre Tätigkeit auf und setzen Sie sich zur Ruhe. Sie sind schwer herzkrank."

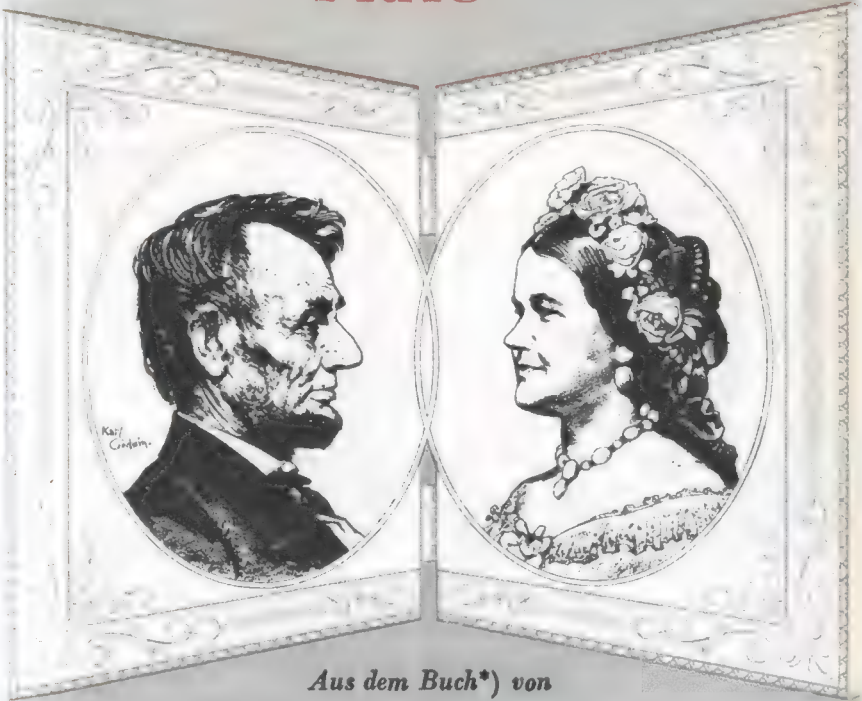
Drei andere Ärzte bestätigten diese Diagnose. Da ich außerdem zuckerkrank und nur durch tägliche Insulinspritzen lebensfähig bin, bekam ich es zunächst mit der Angst zu tun. Dann aber kam mir der gute Rat des alten Joe Maas zu Hilfe.

Ich schlug mir den Gedanken aus dem Kopf, daß die ganze Gesetzgebungsmaschinerie der Vereinigten Staaten zusammenbrechen würde, wenn ich mich nicht täglich persönlich damit befaßte. Ich gewöhnte mir die Nachtarbeit ab und saß nicht mehr im Büro, bis auch das letzte Schriftstück auf meinem Schreibtisch erledigt war. Ein ganzes Jahr lang hielt ich, um meine Kräfte zu schonen, keine einzige Rede im Senat. Ich studierte gewissenhaft die Gesetzesvorlagen, erledigte meine Ausschußarbeit und gab meine Stimme ab, wie es meiner Überzeugung entsprach.

Bald verschwanden die Schmerzen in der Brust, die mich vorher gequält hatten. Bei der letzten Untersuchung sagte der Arzt: „Ihr Herz ist in einem sehr erfreulichen Zustand."

Das verdanke ich Joe Maas, dachte ich, denn er hat mich gelehrt, meine Krankheiten aus meinem Kopf zu verbannen und sie da zu lassen, wo sie hingehören. Sein guter Rat hat mir mehr als einmal das Leben gerettet und kann jedem Kranken, der ihn befolgt, den Seelenfrieden wiedergeben.

ABRAHAM LINCOLNS FRAU



Aus dem Buch) von*

RUTH PAINTER RANDALL

HIER erfahren wir zum ersten Mal die Wahrheit über eine der umstrittensten Frauen der amerikanischen Geschichte und die noch nie erzählte, von nun an unvergeßliche Geschichte ihres Lebens an der Seite Abraham Lincolns.

„Es gibt wohl kaum eine erzählenswertere und besser erzählte Lebensgeschichte", urteilt die *Saturday Review*.

„Ein ganzer Band dokumentarisch belegter Tatsachen, fesselnder als alle Romane, die mir in letzter Zeit in die Hände gekommen sind", schreibt der *Christian Science Monitor*.

*) *„Mary Lincoln: Biography of a Marriage" ist 1953 im Verlag Little, Brown & Co. in Boston erschienen*

Abraham Lincolns Frau

„Ein kleines, rosenwangiges Mädchen mit lebhaften blauen Augen, weißer Haut und hell kastanienbraunem Haar"; „ein sehr liebliches und munteres Mädchen"; „fröhlich, gesellig, mit einem Lächeln für jedermann". Das war, nach der Schilderung erhalten gebliebener Briefe, die einundzwanzigjährige Mary Todd, als ihr künftiger Gatte, Abraham Lincoln, sie im Winter 1839/40 kennenlernte. In den Jahren, die vor ihr lagen, sollte sie zu einer der tragischsten weiblichen Gestalten der amerikanischen Geschichte werden und zu einer der am meisten verleumdeten.

Mary war in jenem Herbst aus Lexington in Kentucky, wo sie mit ihren Eltern lebte, zu längerem Besuch bei einer verheirateten Schwester, Mrs. Edwards, nach Springfield in Illinois gekommen. Eine wohlbedachte Maßnahme. Die Ehe war so ziemlich die einzige Laufbahn, die den Frauen damals offenstand, und in der jungen Hauptstadt von Illinois waren heiratsfähige Mädchen hoch begehrt. Dauerbesuche weiblicher Verwandter waren daher allgemein üblich und oft erfolgreich. Marys ältere Schwester hatte das Ehepaar Edwards auch schon „besucht" und war die Frau eines wohlhabenden Arztes geworden.

Das Haus der Edwards war für die Anbahnung ehelicher Verbindungen ein strategisch überaus günstiger Punkt. Edwards, Sohn des Gouverneurs von Illinois, war selbst ein hochangesehener und einflußreicher Mann, und was an Besuchern von Rang und Namen in die Stadt kam, wurde von der verschwenderischen Gastlichkeit seines Hauses angezogen. Das ganze wohleingerichtete Haus strahlte abends von Kerzenlicht und behaglichen Kaminfeuern, und hübsche Mädchen und Frauen, nach der neuesten Mode angetan, belebten das Dasein mit dem Reiz viktorianisch sittsamer Koketterie. Tänze, Bälle, Schlittenfahrten und Picknicks waren an der Tagesordnung, und überall war Mary Todd eifrig und mit Freuden dabei — „es konnte ihr", so bezeugt eine Freundin, „nie hoch genug hergehen."

Hübsch und warmherzig, wie sie war, und mit den denkbar besten verwandtschaftlichen Beziehungen, fand Mary mehr als einen gutsituierten Verehrer.

Im April 1837 war der langaufgeschossene junge Anwalt Abraham Lincoln auf einem geborgten Pferd, seine gesamte Habe in zwei Satteltaschen, in Springfield eingeritten. Er war damals achtundzwanzig Jahre alt, bereits tief in Schulden und hatte kein Geld für eine Unterkunft. Aber ein Ladenbesitzer in Springfield, der Gefallen an ihm fand, erbot sich, sein Schlafzimmer über dem Laden mit ihm zu teilen.

Lincoln war Mitglied der gesetzgebenden Körperschaft des Staates Illinois gewesen und hatte viel dazu

Form »E«, eine Schöpfung des amerikanischen Entwerfers Raymond F. Loewy mit dem Dekor »Chinesische Blume«, von Frau Dr. Chow Chung-chang

Rosenthal

beigetragen, daß Springfield an der Stelle von Vandalia zur Staatshauptstadt bestimmt worden war. Das bedeutete viel für die Zukunft der kleinen Stadt. Man begann von diesem jungen Mann zu sprechen, besonders, da er alsbald der jüngere Teilhaber eines sehr angesehenen Rechtsanwalts wurde. Der junge Lincoln hatte schon damals das Anziehende, das ihm sein Leben lang die Menschen gewann, eine Mischung von mutwilligem Humor, Herzensgüte, Anteilnahme und scharfem Verstand.

Anfangs war es schwer, in Springfield Anschluß zu finden. „Ich bin hier genau so einsam, wie ich es bisher überall in meinem Leben gewesen bin", schrieb er in diesen ersten Monaten an einen Freund. Es ist bezeugt, wie sehr Lincoln es empfand, daß ihm die Vorteile einer angesehenen Herkunft, gesellschaftlicher Erziehung und einer normalen Schulbildung versagt waren. Mit Männern ging er immer gern und ungezwungen um, aber den eleganten und gebildeten Damen von Springfield gegenüber war er schüchtern und unsicher. Trotzdem war er im Jahre 1839 offenbar in der Springfielder Gesellschaft schon ganz eingebürgert, wie eine gedruckte, altmodisch „Kotillon-Ball" überschriebene Einladung vom 16. Dezember beweist. Sie ist unterzeichnet von den sechzehn „Veranstaltern", darunter, am Ende der Liste, A. Lincoln. Wie eine solche Festlichkeit den jungen Mann aus dem Hinterwald beeindruckte, wird blitzartig durch eine Stelle in einer alten Schilderung beleuchtet: „Da platzte er denn wohl in so einen Ball hinein mit seinen schweren Grenzerstiefeln und rief: ‚Herrgott, die schauen aber sauber aus, die Mädels!'" Frauen in entlegenen Blockhütten, die das Essen über offenem Feuer kochten, konnten sich so viel bebänderte und gekräuselte Gepflegtheit nicht leisten.

Auf einem solchen Kotillon-Ball lenkte die zierliche, mit allen Finessen neuester Mode angetane Gestalt von Mary Todd seinen Blick auf sich. Als er ihr vorgestellt wurde, bat er sie um einen Tanz. Nicht lange, so war er der erklärte Ritter von Miß Todd und tat es den anderen hoffnungsvollen Jünglingen gleich, die mit ihren Erwählten auf den glatten Roßhaarsofas des Hauses Edwards saßen oder in der Dämmerung auf den Kuhpfaden bei Springfield, soweit deren Zustand es erlaubte, wandelten. Dämmerung mit lila Dunst überm Horizont der Prärie kann beinahe so wirksam sein wie Mondschein.

„Lincoln", so schrieb Mrs. Edwards, „schaute Mary immer an, als würde er von einer höheren Gewalt zu ihr hingezogen, unwiderstehlich; er hörte ihr immer nur zu — er selber sagte kaum je ein Wort." Marys freundliches Geplauder und fröhliche Art waren wohl dazu angetan, einen wortkargen, zuweilen in düstere Stimmungen versinkenden jungen Mann anzuziehen. Eine Schwägerin

Warum mag er wohl seine Milch nicht?

Zu schade, daß Gottfried keine Milch mag; denn alle Kinder brauchen Milch. Aber man kann es nicht leugnen: Wenn Kinder Milch trinken sollen, machen sie manchmal ein Gesicht, als ob alles Übel der Welt über sie käme.

Mutter versuchte alles, Bestechung eingeschlossen. Vater versprach ihm ein Dreirad zum Geburtstag (er sollte es sowieso bekommen). Aber nein, Gottfried mochte keine Milch.

Eines Tages sagte der Drogist von nebenan: „Geben Sie ihm doch MILO." Nun mischt Mutter zwei Teelöffel MILO mit seiner Milch, und Gottfried nimmt sie ohne Murren. Er nimmt sie nicht nur, er bittet sogar darum. Er liebt den köstlichen Schokoladengeschmack.

MILO ist ein leicht zu bereitendes, kraftspendendes Milch-Kakao-Getränk, das einen Zusatz von Vitaminen und anderen wertvollen Aufbaustoffen enthält.

Erhältlich in Apotheken, Drogerien und Reformhäusern.

EIN NESTLE ERZEUGNIS: GUT WIE ALLES, WAS DEN NAMEN NESTLE TRÄGT

des führenden Mannes der Springfielder Patrizier schien, verstandesmäßig betrachtet, nicht ganz die richtige Wahl für den mittellosen jungen Anwalt zu sein; aber, wie Lincoln damals an einen Freund schrieb, Verstand hat mit Liebe wenig zu tun.

Mary ihrerseits, die an Bildung, geistigen Interessen und geistiger Unabhängigkeit den meisten Damen ihrer Zeit und ihrer Gesellschaftsschicht weit überlegen war, fand in Lincoln „einen ihr geistig verwandten Menschen, wie sie noch keinem begegnet war". Sie hatten die gleichen politischen Anschauungen, die gleiche Liebe zur Literatur, die gleiche Gabe für innige Freundschaften. Mary war entschlossen, den Mann, den sie liebte, zu heiraten, mochte er auch aus primitiven Verhältnissen stammen und, wie eine ihrer Schwestern behauptete, „der häßlichste Mann in ganz Springfield" sein.

Ihr, Mary, wurde dieses durchfurchte Gesicht mit den ernsten Augen und dem feinfühligen Mund immer lieber und lieber, und für ihn, Lincoln, war sie diejenige geworden, deren Gegenwart jeden Augenblick und jedes Geschehen wie mit Perlmutterglanz verklärte. Gegen Ende 1840 waren sie eifrig dabei, Heiratspläne zu schmieden. Aber es ging nicht ohne Herzenskrisen ab, und obwohl die beiden jungen Leute so gut zueinander paßten und sich so lieb hatten, hören wir zu unserer Überraschung von einer aufgelösten Verlobung.

Die Berichte darüber sind spärlich, und dieses Stück Privatgeschichte zu rekonstruieren ist ebenso schwierig, als wollte man seine Kunst an einem Zusammensetzspiel üben, bei dem viele Einzelteile fehlen. Außerdem hat die aus der Luft gegriffene Behauptung, daß Lincoln nicht zur Hochzeit erschienen sei, Verwirrung angerichtet, und es ist notwendig, erst einmal damit und mit anderem Schutt aufzuräumen, bevor wir an das herankommen können, was wirklich geschah.

Die Erfindung dieser Geschichte war das Werk von William H. Herndon, der einundzwanzig Jahre lang Lincolns Teilhaber als Anwalt in Springfield und einer seiner ersten Biographen gewesen ist. Jahrelang blieb Herndons „Lincoln", den er mit dem Journalisten Jesse Weik zusammen geschrieben und 1889 veröffentlicht hatte, so gut wie unbeanstandet; aber der fragwürdige Ursprung vieler seiner Behauptungen trat zutage, als im Jahre 1942 der Briefwechsel zwischen Herndon und Weik und ihre Manuskripte ans Licht kamen. „Nehmen Sie Ihre Phantasie zu Hilfe und malen Sie aus", schrieb Herndon an seinen Mitarbeiter, „das wird den Leuten gefallen." Das Bild, das er von Mary Lincoln entwirft, hat sich als eine grausame Verzerrung erwiesen, die spätere Biographen verewigt haben.

Mary Lincoln und William Herndon konnten einander vom ersten Augenblick an nicht leiden. Er, ein

Mühe und Segen der Arbeit des Winzers finden in diesem Werk der Renaissance symbolischen Ausdruck.

FRANCESCO COSSA
ALLEGORIE DES HERBSTES

PHOTO:
BRUCKMANN

Die erfrischende Kühle eines sanften Herbsttages, den schweren Duft reifer Weintrauben hat der Maler in seinem Bild meisterlich eingefangen. Auch im edlen Weinbrand spürt man davon etwas. Deshalb schätzt man ihn so sehr, besonders jenen, der hält, was sein Name verspricht:

Scharlachberg Meisterbrand

grobschlächtiger junger Mann, der Rennen, Hahnenkämpfe, Zoten und derbe Späße liebte, war der geschworene Feind des Edwardskreises, in den er nicht aufgenommen wurde, und hatte sich immer gegen Lincolns Heirat gestellt. Mary störte es besonders, daß er zuviel trank. Sehr wahrscheinlich kränkte es sie auch, daß ihr Mann alle Honorare mit dem jüngeren Partner teilte — mit einem Altruisten mit beschränktem Einkommen verheiratet zu sein ist kein leichtes Ding für eine Hausfrau. Herndon ist nie zu den Lincolns eingeladen worden, was ihn sicherlich und begreiflicherweise gewurmt hat.

Als Herndon nach dem Tode des Präsidenten Material für seine Lincoln-Biographie zu sammeln begann, war er von vornherein bereit, immer das Schlechteste von Mary Lincoln zu glauben. Aus undeutlich erinnerten Gerüchten entwickelte er die Theorie, Lincolns Ehe sei unglücklich gewesen. Zu dem kunstvollen Aufbau dieser Theorie gehörte auch das Märchen vom nicht erschienenen Bräutigam. Er stellte es so dar, als hätte Mary, tief getroffen in ihrem Stolz, Lincoln nur aus Rachsucht geheiratet und um ihn unglücklich zu machen. Aber diese Schauergeschichte hält näherer Prüfung nicht stand, denn es liegt nicht der geringste Beweis dafür vor, daß eine solche mißglückte Hochzeit mit ausgebliebenem Bräutigam wirklich stattgefunden habe.

Eine andere Erfindung — Lincolns angebliche Liebe zu Ann Rutledge und seine lebenslange Trauer um sie — ist ebenso unbegründet. In der ersten Zeit seines Aufenthalts in New Salem hatte Lincoln als Pensionsgast in Anns Elternhaus, dem „Gasthaus Rutledge" gewohnt. Er war mit der ganzen Familie Rutledge und auch mit dem Verlobten Anns herzlich befreundet gewesen. Als das junge Mädchen starb, trauerte Lincoln um sie, wie die ganze Stadt es tat. Aber für ein Liebesverhältnis zwischen Lincoln und Ann Rutledge liegt nicht die Spur eines Beweises vor. In keiner beglaubigten Äußerung Lincolns, sei es mündlich oder schriftlich, ist Anns Name erwähnt.

Aber als Herndon davon hörte, daß Lincoln einmal den Tod eines jungen Mädchens betrauert habe, suchte er allerhand Leute auf, die damals in New Salem gewohnt hatten, und indem er ihnen nach Advokatenart in den Mund legte, was er hören wollte, brachte er einen Sack voll Erinnerungen zusammen — dreißig Jahre nach der Begebenheit. Trauer um eine tote Geliebte — das konnte die Anwandlungen von Schwermut erklären, an denen Lincoln gelitten hatte und die für Herndon immer ein Rätsel gewesen waren. So zog er aus seinen Nachforschungen den Schluß, daß „Abraham Lincoln Ann Rutledge mit ganzer Seele und mit aller Kraft liebte", daß Ann zwei Männern zugleich „ehrbar verbunden" war, daß das schöne Mädchen infolge des Widerstreits von Neigung und Pflicht krank wurde und starb und daß Lincoln vor Schmerz darüber

Auf eine bange Frage gibt es eine einfache Antwort

WIE WERDE ICH SCHÖN?

Warum werden? Wir sind es doch, meine Damen. Seit Eva ist es unsere Bestimmung, Freude und Licht in das Dasein des einsamen Adam zu bringen. Wie sollten wir es, wären wir nicht von Natur aus reizend und anziehend? Wir müssen uns nur ein ganz klein wenig Mühe geben, um unsere Schönheit sichtbar werden zu lassen.

Dazu ist vor allem ein sorgfältiges Studium unseres Selbst notwendig. Betrachten Sie nur einmal Ihr Gesicht im Spiegel. Neben den Augen ist in ihm nichts so anziehend und ausdrucksvoll wie ein frischer, roter Mund. Und das zu erreichen, ist gar nicht schwer! Haben wir doch den Lippenstift le rouge baiser, der nicht nur in seinen vielen prachtvollen Nuancen – 40 an der Zahl – sondern auch in seiner Haftfähigkeit unübertroffen ist. Er hält wirklich, wenn er nur richtig angewandt wird.

Ein rouge baiser, der den ganzen Tag lang Freude machen soll, muß 15-20 Minuten einwirken, damit die hautverwandten Farbstoffe tief genug in die äußeren Hautzellen eindringen können, um die Farbe haltbar zu machen. Durch geschickte Zeiteinteilung bei der morgendlichen Toilette wird Ihnen diese Anwendung nicht schwerfallen.

Natürlich ist auch die rechte Farbwahl für die Wirkung des Mundes entscheidend. Wer ein ausgesprochenes Farbempfinden besitzt, wird den rouge baiser immer auf die Haartönung, den Teint und letztlich auch auf die Kleiderfarbe harmonisch abstimmen, wobei die jeweiligen Grundtöne vielfältig variiert werden können.

Auch durch Formgebung läßt sich viel erreichen. Ein etwas kräftigerer und einprägsamer Mund macht ein zartes Gesicht energievoller, was im Beruf vielleicht nicht unangebracht ist. Bei einem strengen Gesicht empfiehlt es sich, die Konturen des Mundes nicht so auszuprägen und das Rot nur wie einen zarten Hauch anklingen zu lassen.

Wie geschickt ist aber die Eva, die sich immer wandlungsfähig, mal hinreißend verführerisch, mal mutwillig keck, dann wieder zurückhaltend streng oder zärtlich anschmiegsam gibt.

Darum frischfröhlich ans Werk! Es lohnt sich sehr, auch wenn wir weder Miß Universum noch Miß Bein sind. Mit etwas Geschick kann jeder an der Rampe seines Privatlebens seine kleinen Triumphe feiern.

fast den Verstand verlor. „Herndon", bemerkt sein Biograph, „hätte Romane schreiben sollen." Aber die Ann-Rutledge-Geschichte verbreitete sich wie ein Lauffeuer, und viele glauben noch heute daran.

WARUM löste Lincoln die Verlobung mit Mary Todd auf? Viele Jahre später erklärte ihr Neffe, der Widerstand seiner Eltern, Mr. und Mrs. Edwards', sei schuld daran gewesen. Die aristokratischen Edwards hätten Lincoln als Freund in ihr Haus aufgenommen, aber als Bewerber um Mary sei er ihnen nicht willkommen gewesen. „Meine Mutter hat alles getan, um die Heirat zu hintertreiben", bezeugt der Neffe. Und sein Vater sei auch der Meinung gewesen, eine Heirat der wohlerzogenen Mary mit diesem „ungehobelten Mann" sei unter ihrem Niveau.

Die ablehnende Haltung der Edwards verletzte Lincoln tief und verschärfte seine Besorgnisse und seine Zweifel an sich selbst. Er empfand bitter die gesellschaftlichen Schranken, die ihm gesetzt waren, und die Armut, die seine Frau mit ihm würde teilen müssen. „Ich bin so arm und mache so wenig Fortschritte in der Welt", schrieb er an einen Freund, „daß ich in einem Monat Nichtstun so weit zurückbleibe, wie ich durch die Schufterei eines ganzen Jahres vorwärtskomme."

Seine außerordentliche Empfindsamkeit und Redlichkeit bewogen den gequälten jungen Anwalt, um Entbindung von dem Verlöbnis zu bitten und sich selbst aus Mary Todds Leben auszuschalten. Lincolns bester damaliger Freund erzählt von einer Zusammenkunft der beiden Liebenden, bei der Lincoln seine Zweifel an der Ratsamkeit ihrer Heirat ausgesprochen und dann, als Mary in Tränen ausbrach, sie in die Arme genommen und geküßt und getröstet habe. Danach „ging Lincoln Monate lang nicht zu ihr", und Mary schrieb ihm einen Brief, in dem sie ihm sein Wort zurückgab, obwohl ihre Liebe zu ihm unverändert blieb.

Von vielen Seiten wird berichtet, Lincoln sei eine Zeitlang „völlig verrückt" und „sterbenskrank vor Liebe" gewesen. Daß auch Mary niedergeschlagen war, steht fest. Fünf Monate nach der Trennung schrieb sie an eine vertraute Freundin und bat um Briefe, zur Aufheiterung ihrer „traurigen Stimmung". „Die letzten zwei, drei Monate sind so endlos lang gewesen", gestand sie, und sie „vermisse noch immer schmerzlich das, was war". Trotz der Einwände ihrer Familie wurde sie nicht wankend in ihrer Treue zu Lincoln und war nicht zu stolz, ihn wissen zu lassen, daß sie ihn noch immer liebe — ein großes Zugeständnis für eine junge Dame der damaligen Zeit.

Schließlich wußten beiderseitige Freunde es einzurichten, daß die unglücklichen Liebenden in einem Haus in Springfield zusammenkamen, ohne daß sie vorher etwas davon ahnten. Weitere heimliche Begegnungen folgten. Es liegt viel Romantik in diesen verstohlenen Stelldich-

Sie gestatten doch, meine Herren!

Daß die Herren an heißen Tagen die Jacke ausziehen, ist mittlerweile durchaus gesellschaftsfähig geworden. Vor allem bei der Arbeit ist das sehr angenehm, und es ist kein Problem, wenn man ein modisch richtiges und gutgeschnittenes Oberhemd trägt, mit dem man bei aller Bequemlichkeit vorbildlich angezogen ist. Darum wählen Herren ihre Hemden nach dem Grundsatz:

Auf den Stoff kommt es an . . .

Denn vom Stoff hängt es ab, ob ein Hemd Farbe und Paßform behält, ob es sich leicht und oft waschen läßt und überhaupt – ob man Freude daran hat.

Wenn es einläuft, wird's ersetzt

NINO-TRUX ist der Markenstoff für Hemden, Blusen und Schlafanzüge. Jedes daraus hergestellte Wäschestück trägt das eingenähte Web-Etikett und einen Garantieschein. Sollte ein Hemd oder eine Bluse aus NINO-TRUX einlaufen, leistet der NINO-KUNDENDIENST kostenlos Ersatz.

Hemden aus NINO-TRUX gibt es in guten Geschäften des Textil-Einzelhandels.

Nur wenn die Marke eingenäht ist's wirklich NINO-Qualität

eins, diesem Bangen und Planen, dieser Sorge, alles vor den scheelen Blicken der Familie geheimzuhalten. Mary, die erklärt hatte, sie werde nur aus Liebe heiraten, bewies jetzt, daß es ihr ernst damit war. Eine wahrhaft rührende Liebesgeschichte ist da durch Herndons Entstellung verlorengegangen: die Geschichte von der Treue eines jungen Mädchens aus vornehmem Hause zu ihrem in der Blockhütte geborenen Geliebten.

Schließlich wurden in einen Trauring die Worte eingraviert: „Die Liebe ist ewig." Sie entschlossen sich zur Ehe aus dem Grunde, der zu allen Zeiten der triftigste gewesen ist: weil sie einander liebten und es nicht ertrugen, getrennt voneinander zu leben. Am Morgen des 4. November 1842 schaute Lincoln beim Pfarrer herein, der mit den Seinen noch beim Frühstück saß, und sagte: „Ich möchte heut getraut werden."

Unterdessen hatte Mary die Neuigkeit den Edwards verkündet. Ein Proteststurm war die Antwort. Mrs. Edwards hielt ihr, wie eine andere Schwester berichtet, „eine gehörige Standpauke" und rief ihr heftig zu: „Vergiß nicht, daß du eine Todd bist!" Mary blieb fest.

Als die Edwards schließlich einsahen, daß sie die Heirat nicht verhindern konnten, bestanden sie darauf, daß die Hochzeit in ihrem Hause stattfinde und nicht, wie beabsichtigt, im Pfarrhaus. Nicht mehr als dreißig in aller Eile eingeladene Personen waren dabei. Die Trauung wurde vor dem Kamin vollzogen, wo Abraham Lincoln und Mary Todd Seite an Seite standen, die Hände ineinanderlegten und versprachen, zueinander zu halten „in Glück und Unglück", bis der Tod sie scheide.

Es wird erzählt, es habe während der Trauung draußen gegossen und der Regen sei nur so an die Fensterscheiben geprasselt. „Regen bedeutet Tränen für die Braut", sagt ein altes Sprichwort; es sollte sich in Mary Lincolns Fall tragisch bewahrheiten.

Während der ersten Jahre ihrer Ehe lebten die Lincolns sehr bescheiden in einem Gasthaus „Zur Kugel". Ohne Zweifel vermißte die junge Frau den Luxus des Edwardsschen Hauses. Arm zu sein, auf die hübschen Kleider zu verzichten, an die sie gewöhnt war, und spüren zu müssen, daß ihre gesellschaftliche Stellung, auf die sie immer großen Wert gelegt hatte, nicht mehr ganz so war wie früher, muß hart für sie gewesen sein.

Aber dafür hatte sie nun, was allezeit das Wesentliche für das Glück einer Frau ist, die Ehe mit dem Mann ihrer Wahl. „Es hat nie einen liebevolleren und zärtlicheren Gatten gegeben", schrieb Mary viele Jahre später: eine schlichte Feststellung von zuständiger Seite, die tausend Herndon-Theorien aufwiegt. Auch Lincoln hatte jetzt, was in seinem recht liebeleeren Dasein etwas Neues war, eine ihm innig ergebene und an allem, was ihn anging, teilnehmende Gefährtin.

Wir Männer lassen uns betören
von der Schönheit, der Eleganz
und dem Charme einer Frau –
aber der sie umgebende Duft von

Ellocar - herb

erhöht noch ihren Zauber.

Gustav Fröhlich

FLASCHE DM 1.00 — 1.50 — 2.50 — 3.75 und 6.50

Natürlich gab es die üblichen kleinen Stürme, bevor die Ehe auf sicherem Grund zur Ruhe kam. Mary war nervös, reizbar und litt oft an Migräne. Schon als Kind war sie, wie eine Kusine von ihr erzählt, „zartbesaitet, impulsiv, leicht erregbar" gewesen, „veränderlich wie ein Apriltag". Sie ließ sich überstürzt auf allerhand ein, was sie hernach bereute, und Lincoln mußte sie oft vor ihrer eigenen Unbesonnenheit schützen.

Aber auch er hatte seine Schwächen. Er versank zeitweise in so tiefe Geistesabwesenheit, daß er blind und taub war für alles um ihn her. Sein Leben lang hatte er immer wieder diese Anfälle lähmender, sein Gemüt völlig verdunkelnder Melancholie. Gegen diese Depressionen war Marys angeborene Fröhlichkeit ein vortreffliches Gegengewicht.

Mit einzelnen Cents zu rechnen war etwas Ungewohntes für Mary, und sie nahm es um so genauer, als ihr Gatte kein Interesse am Geldverdienen hatte. Es fehlte Lincoln nicht an Sinn für Geld und Sparsamkeit, aber andere Dinge waren ihm wichtiger. Wer weiß, welche Sparkünste Mary in diesen ersten mageren Jahren aufwenden mußte, um die Last seiner früheren Schulden abzutragen.

Anfang April begab sich Lincoln auf die übliche Rundreise zu den Gerichtsverhandlungen in seinem Bezirk. Die Gerichtsbarkeit war damals meistens „wandernd", und er war fast das halbe Jahr unterwegs. Das war ein Leben, wie Lincoln es liebte; die Tätigkeit als Verteidiger vor Gericht und die Möglichkeit, mit den verschiedensten Menschen im Staat zu reden, waren die denkbar beste Schulung für einen Mann mit politischem Ehrgeiz. Aber für Mary war seine häufige Abwesenheit schwer zu ertragen. Ihre Nervosität machte ihr die Einsamkeit zur Qual, denn sie erwartete jetzt ein Kind.

Das erste Kind wurde am 1. August 1843 im Gasthaus „Zur Kugel" geboren und nach Marys Vater auf die Namen Robert Todd getauft. Nie vergaß Mary das Gesicht „meines geliebten Mannes, der sich mit solcher Liebe und Zärtlichkeit über mich beugte". Man kann sich die Angst und Sorge in den tiefliegenden Augen vorstellen und ihr Aufleuchten in Vaterfreude über seinen Erstgeborenen. Ein tiefes menschliches Erlebnis verband nun die beiden noch inniger — zwei Köpfe, geneigt über das ewige Wunder der Geburt eines Kindes von ihrer beider Fleisch und Blut.

Lincoln nannte Mary von da an „Mutter", obwohl er ihr manchmal auch Scherznamen gab wie „Pussi", „Kindfrau", und „Frauchen". Mary nannte ihn niemals „Abraham" (keine ordentliche Ehefrau jener Zeit wäre so respektlos gewesen); er war immer nur „Mr. Lincoln" oder „Vater".

War die „Kugel" eine armselige Szenerie für einen Honigmond gewesen, so war sie für ein Ehepaar mit einem Baby noch weniger das rechte. Es heißt, andere Gäste hätten sich

Die Frage nach dem besten ZEISS-Objektiv

Oft wird die Frage an uns gestellt, welches unserer photographischen Objektive das beste sei, wieviel Linien pro Millimeter es auflöse, ob es auch die neuen, hochbrechenden Gläser enthalte und dergleichen mehr.

Die Dinge sind bei weitem nicht so einfach, wie man meist annimmt. Wollten wir auf die einzelnen Fragen eingehen, so müßten wir zunächst einmal wissen, an welche Art von Aufnahmen gedacht wird, ob man nur einen niedrigen oder auch einen hohen Preis für das Objektiv anlegen kann, ob der Bildwinkel klein, mittel oder groß sein soll, welches Aufnahmematerial verwendet werden soll und ähnliches mehr. Von Fall zu Fall können die Anforderungen an das Objektiv gänzlich verschieden sein.

Abgesehen von jenen Fällen, in denen es sich tatsächlich um die Lösung engumrissener Aufgaben handelt, wie etwa um die Aufnahme feinster Strichzeichnungen für Landkartenherstellung, würde man uns antworten, daß man natürlich alles aufnehmen möchte.

Und damit sind wir schon am Kernpunkt angelangt: Ein Objektiv für eine Amateur-Kamera muß einen Kompromiß darstellen; es muß für alle praktisch vorkommenden Aufgabenstellungen möglichst gut geeignet sein. Je besser dieser Kompromiß gelingt, um so brauchbarer ist das Objektiv.

Es bedarf vieler Kenntnisse, Fertigkeiten und Überlegungen, den Kompromiß so zu legen, daß er optimal ist, und zwar optimal im Hinblick auf die Leistung des Objektivs unter den verschiedensten Aufnahmebedingungen, auf die Einbauverhältnisse bei den verschiedenen Kamera-Konstruktionen und schließlich auch im Hinblick auf den Preis.

Spitzenleistungen beruhen auf glücklichen Eingebungen des Erfinders eines Objektives, gepaart mit reichen Erfahrungen und hervorragender fertigungstechnischer Leistungsfähigkeit des Betriebes, das Erdachte in höchster Vollkommenheit serienmäßig zu realisieren.

Als bekannteste Schöpfungen dieser Art nennen wir:

Tessar, das vierlinsige Universalobjektiv

Sonnar / *Planar* } *die lichtstarken Hochleistungsobjektive*

Biogon, das lichtstarke Weitwinkelobjektiv

Triotar, das genial einfache Teleobjektiv

Nicht alle Photographen, die eines dieser Objektive kaufen, sind in der Lage, sich zuvor selbst davon zu überzeugen, daß es kein besseres gibt. Sie vertrauen mit Recht auf den Namen ZEISS.

ZEISS
Objektiv
das Adlerauge Ihrer Kamera

ZEISS
OBERKOCHEN

über das Kindergeschrei beklagt. Jedenfalls kauften die Lincolns im nächsten Jahr ein Haus — ein bescheidenes anderthalbstöckiges Gebäude (heute ein Nationalheiligtum) — und führten nun ihre eigene Wirtschaft. Das war dazumal, in den Tagen der Petroleumlampen, der außerhalb des Hauses gelegenen Wasserpumpen und Klosetts und der mit Holz geheizten Öfen recht mühselig. Mary scheute vor keiner Arbeit zurück, und als sie schließlich als „First Lady" in Washington einzog, waren ihre Hände hart geworden.

Das Kochen, wozu auch das Brotbacken für die ganze Familie gehörte, fiel ihr schwer, aber im Nähen war sie geschickt und hatte große Freude daran. Eine Nachbarin wußte zu erzählen, sie habe „stundenlang an feingefältelten Hemdbrüsten" für Mr. Lincoln gestichelt. Sie machte alle Kleider für sich und die Kinder selbst.

Lincoln war stolz auf seine Frau und sah es gern, wenn sie hübsch angezogen war, und mit der Zeit lernte er auch, es zu bemerken, wenn sie etwas Neues trug, und ein paar nette Worte darüber zu sagen. „Diese Blumen auf deinem Kleid haben dieselbe Farbe wie deine Augen", sagte er einmal von einem neuen Kleid, und Mary berichtete es glückselig ihrer Stiefschwester Emilie: „Siehst du, Emilie, allmählich bringe ich meinen Mann dazu, daß er Farben erkennt. Als wir heirateten, konnte er, glaub' ich, Rot nicht von Blau unterscheiden."

Das Haushalten war noch dadurch erschwert, daß Lincoln — wie ein Freund es ausdrückte — „in allen seinen Gewohnheiten regelmäßig unregelmäßig war. Er hielt weder für die Mahlzeiten noch fürs Schlafengehen und Aufstehen bestimmte Stunden inne." Mary trug das Essen immer erst auf, wenn er kam. Eine Verwandte erzählt, wie sie einmal bei den Lincolns zum Abendessen gewesen sei und endlos lange habe warten und hungern müssen, bis endlich nach zwei Stunden „Bruder Lincoln ganz gemächlich hereingeschlendert kam, unschuldig wie ein Lamm". Als Mary sagte, das Huhn sei inzwischen total verbrannt, lächelte Lincoln vergnügt. „Macht nichts", versetzte er, „bring nur die Asche herein, du wirst sehen, wie schnell sie verschwindet."

Sonntags, wenn Mary sich zur Kirche begeben hatte, war es ein gewohnter Anblick, wenn Lincoln ein Wägelchen mit dem Baby darin die Straße auf- und abfuhr. In der einen Hand hielt er immer ein offenes Buch und las im Gehen. Einmal fiel das Baby heraus und lag brüllend am Boden, während der Vater weiterlas und gar nicht merkte, daß etwas nicht in Ordnung war. Dies war das Bild, das sich Mary bot, als sie vom Gottesdienst zurückkam, und wenige Frauen werden es ihr verdenken, daß sie ihn anschrie. Aber Herndon benutzt diesen Vorfall als Beleg für seine Behauptung, daß die Lincolns „nie in Harmonie miteinander lebten" und daß Lincoln ständig von

DURA SCHARF

GARANTIE
Für die Güte jeder FASAN-DURASCHARF wird garantiert. Wer also glaubt, die dreifache Lebensdauer nicht bestätigt zu finden, erhält gegen Einsendung der angebrochenen Packung vollen Ersatz oder Rückvergütung des Kaufpreises.

Aus Original-Schwedenstahl in Uddeholm-Spezial-Legierung hergestellt. Stück für Stück einzeln lederabgezogen und in gewissenhafter Kontrolle überprüft.

BLAU
Lackiert, daher vor Rost geschützt! Preis
10 Stück DM 1.50

ROSTFREI
Abtrocknen überflüssig, – schont daher Handtücher!
10 Stück DM 2.00

Schnittig und schnitthaltig, daher gleichbleibend angenehmes Rasieren bei dreifacher Lebensdauer!

W 05156

RUD • OSBERGHAUS • SOLINGEN

seiner Frau benörgelt und unterm Pantoffel gehalten wurde.

Plage, Krankheit, Zank und ärgerlicher Kleinkram blieben dem Hause Lincoln nicht erspart. Aber es war trotz alledem ein Heim für einen Mann, der erfahren hatte, was Einsamkeit heißt; ein Heim, in das er nach des Tages Arbeit zurückkehren konnte, um die täglichen Geschehnisse mit seiner Frau zu besprechen, „sorgenfrei, umgeben von denen, die er so liebte und von denen er so vergöttert wurde", wie Mary in einem Brief schreibt. Ja, Liebe herrschte im Hause Lincoln, die Liebe zweier Menschen, die mit ungewöhnlicher Innigkeit aneinander hingen, und Sinn für Spaß und Spiel und die Freude und das Glück, das Kinder bringen — ein häufiges, begeistertes Thema in Marys Briefen. „Ein nettes Heim, ein zärtlicher Gatte, ein geliebtes Kind", schrieb sie Jahre später, „sind doch das Beste im Leben."

Im Jahre 1846 — demselben, in dem ihr zweiter Sohn, Edward, geboren wurde — hatten die Lincolns auch zum ersten Mal das aufregende Erlebnis politischen Erfolgs. Im November wurde Lincoln in den Kongreß gewählt, ein Ereignis, auf das er seit Jahren hingearbeitet hatte. Durch eine Freundin, die zu Mary sagte, ihr Mann sei im östlichen Teil von Illinois sehr beliebt, ist uns überliefert, was Mary in ihrer freudigen Erregung darauf erwiderte. „Ja", rief sie, „er ist überall so beliebt. Eines Tages wird er noch Präsident der Vereinigten Staaten werden: wenn ich daran nicht immer sch geglaubt hätte, würde ich ihn nie heiratet haben, denn hübsch ist er nicht, das kannst du ja sehen. Ab schau ihn nur an! Sieht er nicht ga so aus, als ob er einen großartig Präsidenten abgeben würde?"

Dies ist, aus dem Zusammenha gerissen, als Beleg dafür mißbrauc worden, daß sie Lincoln nur aus k ter Berechnung geheiratet habe. Wirklichkeit war es nur der frohe, wenig ruhmredige Ausdruck wei lichen Stolzes auf den Gatten.

Über die Monate, die die Li colns in einer Pension in Washingt verbrachten, ist wenig bekannt. Ab im April 1848 besuchte Mrs. Linco Verwandte in Kentucky, und di seiner Briefe und einer von ihr si erhalten. Wenn man sie liest, ist als belauschte man ein Ehepaar, am Ende des Tages miteinand plaudert: man fühlt unmittelb wieviel sie einander bedeuten.

„Schrecklich öd'", klagte Linco sei ihm das Leben ohne seine „lie Mary" ... „Es ist mir gräßlic allein in der alten Stube hier zu sein Und Mary schreibt sehnsüchtig ihrem langen Brief: „Könnte doch bloß, anstatt zu schreibe heute abend mit dir zusammensei es ist so sehr traurig ohne dich." D Briefe sind stumme Zeugen d glücklichen Ehe zweier liebender u ganz aufeinander eingestellter Me schen.

Als Emilie Todd, Marys Sti schwester, einmal sechs Monate la

Das machen nur die Beine von Dolores . . .

dichtete Bruno Balz und Michael Jary schrieb die Musik dazu.
Gemeint waren die Beine des Tanzstars Maria Litto.
Eine Frau mit so schönen Beinen
versteht etwas von Strümpfen, möchten wir meinen.
Und Maria Litto trägt nur ERGEE-Strümpfe.

Maria Litto

Ergee

Immer mehr anspruchsvolle Frauen bestehen beim Strumpfeinkauf auf ERGEE-Strümpfe. ERGEE 60 gg./15 den., einer der feinsten Perlonstrümpfe der Welt, verbindet unerreichte Eleganz mit außergewöhnlicher Haltbarkeit.

DWIN E. RÖSSLER FEINSTRUMPFWIRKEREI

bei den Lincolns zu Besuch war, hatte sie nicht im mindesten den Eindruck, daß die Ehe unglücklich sei. Im Gegenteil, sie war Zeugin, wie ungeduldig Mary immer auf seine Heimkehr wartete, wie sie ihm manchmal bis an die Gartentür entgegenlief und ihre Hand in die seine schob und wie sie dann beide, die vereinten Hände schwingend, zur Haustür hereinkamen. Emilie wußte, daß Mary nervös war und das rasch aufbrausende Toddsche Temperament hatte. Aber „ihre kleinen Ausbrüche waren immer bald vorüber, und ihr Mann liebte sie um dieser menschlichen Schwäche willen nicht weniger, ja vielleicht nur noch mehr, gerade weil es all seiner Liebe und Geduld bedurfte, um an Stelle der bitteren Worte und Tränen wieder das sonnige Lächeln hervorzulocken — und, Gott, wie liebte sie diesen Mann!"

Freilich, die Geburten, die Haushaltssorgen, die Migräneanfälle, dazu die häufige lange Abwesenheit Lincolns, das alles nahm ihre Nerven mit der Zeit arg mit. Denn trotz ihrer Lebhaftigkeit und Tapferkeit hatte Mary ein kindliches Anlehnungsbedürfnis an die Stärke und Gelassenheit anderer. Diese Eigenschaften fand sie in vollem Maße bei ihrem Gatten, wenn er bei ihr war. Sie geriet leicht in Angst — vor Gewittern zum Beispiel fürchtete sie sich entsetzlich. Beim ersten Anzeichen, daß eins aufzog, verließ Lincoln sein Büro und ging heim, um sie zu beruhigen. Keine Frau, die so leicht aus der Fassung kam und bei der sich jetzt eine gewisse nervö Labilität bemerkbar zu machen b gann, hätte einen geeigneteren Ga ten haben können. Lincoln nahm ih hysterischen Ausbrüche mit Hum und philosophischer Ruhe hin. „Il tut es so gut", sagte er einmal, w ein Zeitgenosse erzählt, „und mir t es nicht im geringsten weh."

Um die Mitte des Jahrhunde kamen trübe Ereignisse für die Li coln, Ereignisse, die ohne Zweifel Marys wachsender Nervosität b trugen. Ein altes Sprichwort sag Todesfälle kommen immer zu dri Innerhalb von sieben Monaten st ben Marys Vater und ihre Gro mutter mütterlicherseits, die ihr b de sehr nahegestanden hatten. U der kleine Edward, ihr zweiter Soh wurde von einer Krankheit befalle die sich 52 aufreibende Tage la hinschleppte. Mary war eine lieb volle und aufopfernde Pflegerin, v mochte aber, von jeher eine üb ängstliche Mutter, ihre Empfindu gen nicht zu beherrschen. Endlic am Morgen des 1. Februar 185 schlossen sich die Augen des Klein zum ewigen Schlaf.

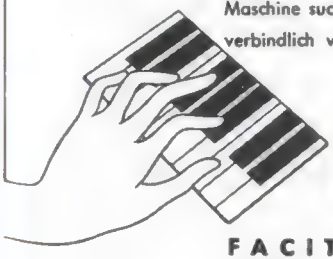
Marys Weinen und Klagen erfüll das Haus. Dann lag sie wie betäub erschlagen, alle Nahrung von si weisend, völlig außerstande, diese Unglück mit Fassung zu begegne Ihr Mann, selber abgehärmt und Trübsinn versunken, beugte si über sie und redete ihr zu: „Iß, Mar wir müssen doch leben."

Der Tod des Jungen hinterli eine nie ganz verheilende Wunde i

DAS FACIT-ZEHNTASTEN-SYSTEM — EIN WELTERFOLG

SPIELEND ADDIEREN

Die FACTA Addier- und Saldiermaschine hat die gleiche Zehnertastatur wie alle FACIT-Modelle. Deshalb ist sie so spielend einfach und sicher zu bedienen – sogar mit der linken Hand. Der leise und weiche Gang schont die Nerven, und die grüne Farbe der Maschine ist besonders wohltuend für das Auge. Rotgedruckte Minuszahlen und Minussalden erleichtern die Übersicht. Wenn Sie eine technisch ausgereifte Maschine suchen, versäumen Sie nicht, sich eine FACTA unverbindlich vorführen zu lassen. Bitte, rufen Sie uns oder fordern Sie Prospekt B 1 an.



FACIT

FACIT GMBH · DÜSSELDORF

AUSSTELLUNGSRÄUME UND VERWALTUNG: ALLEESTRASSE GEGENÜBER DER OPER

WERK UND KUNDENDIENST: DÜSSELDORF-REISHOLZ

FERNSPR. SA.-NR. 10777

GENERALVERTRETUNGEN AN ALLEN GRÖSSEREN PLÄTZEN

Herzen seiner Mutter. Für den Vater war er ein Markstein auf seinem Wege zu Gott. Mary Lincoln war eine aufrichtig fromme Frau und war immer ein eifriges Mitglied der Kirche gewesen. Aber Lincoln hatte als Kind religiöses Leben nur in der rauschhaften Form sektiererischer „Erweckungsversammlungen" in den Wäldern des Westens kennengelernt, und sein religiöser Sinn mußte, wie seine Staatskunst, erst nach und nach wachsen und reifen. Obwohl er niemals formell einer Kirche beitrat, nahm er doch oft mit seiner Frau am Gottesdienst teil und wandte sich ernstlich dem Christentum zu.

NICHT LANGE, so wurden den Lincolns wieder zwei Kinder geschenkt. William Wallace Lincoln, 1850 geboren, war ganz dem Vater nachgeartet. Als erster nach Eddies Tode zur Welt gekommen, war der kleine Willie mit seiner ruhigen, liebenswerten, bedächtigen Art der Abgott beider Eltern. Das vierte und letzte Kind, drei Jahre später geboren, hatte Marys Impulsivität, Lebhaftigkeit und Sinn für Spaß und Humor geerbt. Nach Lincolns Vater Thomas getauft, wurde er nur „Tad" gerufen, weil er nämlich einen ungewöhnlich großen Kopf hatte und Lincoln ihn deshalb einmal scherzend „kleine Kaulquappe"(tadpole) genannt hatte.

Der große Kopf mag schuld gewesen sein an der Verletzung, die seine Mutter bei der Geburt erlitt. Dergleichen Verletzungen wurden dazumal nicht auskuriert, sondern einfach totgeschwiegen. In Marys Briefe aus jener Zeit kommt nur hie und d eine verhüllte Anspielung auf B schwerden „weiblicher Natur" vo „Seit der Geburt meines Jüngste seit etwa zwölf Jahren", schrieb später, „war ich mehr oder wenig leidend."

Im ganzen jedoch waren die fün ziger Jahre vielleicht die glücklichs Zeit im Zusammenleben der Li coln s. Sie konnten sich jetzt ein Wagen leisten (ein junger Mann a der Nachbarschaft bekam 5 Ce in der Stunde dafür, daß er Mrs. Li coln umherkutschierte), und Ma konnte sich ein Mädchen halten das heißt, wenn welche zu find waren, denn das war ein schwierig Problem, damals wie heute. Bei hatten eine Passion für Schauspiel und sie versäumten, soweit es an i nen lag, nie eine Vorstellung in de einzigen Theater von Springfiel Auch von Gesellschaften und klein Diners wird viel berichtet, bei den sie die Gäste immer „mit so warme echter Herzlichkeit empfingen, da jeder sich gleich wohl fühlte".

Die Zeit, als sie noch jeden Ce hatten umdrehen müssen, war nu vorüber, aber damit soll nicht gesa sein, daß sie keine Geldsorgen me hatten. Lincoln mußte zum Unte halt seines Vaters und seiner Stie mutter beisteuern, und die Politi kostete ihn auch mit jedem Ta mehr. Auf Kleidung, Wohnungsei richtung, äußeren Schein überhau gab er wenig, aber Mary legte de größten Wert darauf. Als Lincol

Eine Frau wie Du und ich

ist dieses charmante Pariser Starmannequin mit dem auffallend schönen Mund. Ihr Geheimnis: GUITARE-Paris, der nicht schmierende Lippenstift. Probieren Sie selbst: GUITARE hält den ganzen Tag, sein hoher Lanolinzusatz schützt auch empfindliche Lippen vor dem Austrocknen und vor allem: GUITARE gibt Ihrem Mund jenen hauchzarten, samtartigen Schimmer, der so anziehend wirkt.

Lippen, lebendig frisch und feucht glänzend wie nie zuvor verleiht Ihnen GUITARE. Kein wiederholtes Auftragen mehr, denn
einmal intensiv auftragen
einwirken lassen
abtupfen —
so hält GUITARE unverändert schön den ganzen Tag.

Guitare

der nicht schmierende
Lippenstift aus Paris

PARIS - LONDON - HOLLYWOOD

einmal verreist war, ließ sie das ganze Haus neu herrichten, sehr geschmackvoll, und obendrein noch ein Zimmer anbauen. Ein Nachbar wußte zu erzählen, Lincoln habe sich bei seiner Rückkehr darüber „beklagt" und „seine Frau gescholten, daß sie ihn in Schulden stürze". Ihre zunehmende Leichtfertigkeit in Geldangelegenheiten war freilich nicht zu verkennen.

Nach Lincolns Kongreßzeit sah es jahrelang nicht so aus, als ob Marys kecke Behauptung, sie werde noch einmal die Frau des Präsidenten sein, jemals Wirklichkeit werden könnte. Anfang der fünfziger Jahre widmete ihr Gatte sich ruhig seiner Anwaltspraxis in Springfield. Aber im Dezember 1854 schrieb er an einen Freund: „Ich habe mir wirklich in den Kopf gesetzt, zu versuchen, Senator der Vereinigten Staaten zu werden."

Die Frage der Sklaverei, die ihn tief bewegte, war immer brennender geworden, und er entschloß sich, der neuen Republikanischen Partei beizutreten, die dagegen war, die Sklaverei auf die „Territorien" auszudehnen, auf die Gebiete der Vereinigten Staaten also, die noch nicht „Staaten" waren. Hierin stimmte seine Frau mit ihm überein. Die Familie Todd hatte Sklaven besessen, aber Mary hatte tiefes Mitgefühl mit der „ganzen unterdrückten farbigen Rasse", und es ist unzweifelhaft erwiesen, daß sie in dieser Frage stets die Haltung ihres Mannes teilte.

Lincoln tat sich in der neuen Partei mehr und mehr hervor, und i Juni 1858 wählte der Staatskonve ihn zum Kandidaten für den ame kanischen Senat. Aus diesem Wa kampf stammt sein später berüh gewordener Ausspruch: „Ein in si entzweites Haus kann nicht beste Ich bin der Meinung, diese Reg rung, die zur einen Hälfte für Sklaverei, zur andern für die Freih ist, kann auf die Dauer auch ni bestehen."

Lincoln wurde bei diesem Renn um den Sitz im Senat geschlag Aber für die Nation, die die klar folgerichtigen Reden dieses Anwa aus der Prärie verfolgt hatte, Abraham Lincoln nun ein Begr Sein weiterer Aufstieg ging mit ate raubender Geschwindigkeit vonst ten: und auf dem wildbewegten N tionalkonvent der Republikanisch Partei am 18. Mai 1860 in Chika wurde er bei der dritten Abstimmu zum Präsidentschaftskandidaten miniert.

Mary, der es in ihrer Mädchenz „nicht hoch genug hergehen konnt bekam nun Trubel im Überfluß kosten. In den nächsten Woch folgte eine Massenversammlung die andere, böllerten die republi nischen Salutschüsse. Das schlic Haus in Springfield war ständig Menschen umdrängt und hallte wi von dem Geschmetter der Mus kapellen, den Ansprachen und Ho rufen, und seine Fenster spiegel die Flammen und Schatten der F kelzüge. Reporter kamen nach Spri field auf der Jagd nach Intervie

Striwa
Garantie
FÜR 2 JAHRE
Nº
Nº
Man ist jemand!
Man gilt etwas
im STRIWA-
Ledermantel. Zeitlos und doch
modisch: Begleitung für's Leben!
STRIWA G.M.B.H. LICHTENFELS/BAYERN
In allen guten Fachgeschäften
mit dem STRIWA-Plakat.
Striwa

Maler drängten sich herbei, um ihn zu porträtieren. Als ein Berichterstatter ihn fragte, ob er nicht schrecklich mit Besuchen und Zuschriften geplagt sei, erwiderte Lincoln, er sehe seine Freunde immer gern, und was die Briefe betreffe, so sei er sorgfältig darauf bedacht, sie nicht zu beantworten. Großen Kummer habe er mit den Zeichnern; er bemühe sich meistens vergeblich, sich in den diversen „Abraham Lincolns" der Zeitungen wiederzuerkennen.

Am Abend des Wahltags wartete Lincoln mit einigen Freunden im Telegrafenamt auf die Ergebnisse. Als die Nachricht kam, daß er den für den Ausgang der Wahl entscheidenden Staat New York erobert hatte, trat er nicht vor die riesige, begeisterte Menschenmenge, die, von Parteirednern angefeuert, seinen Erfolg stürmisch bejubelte. Etwas anderes ging ihm vor. „Ich denke, ich gehe erst mal und sage Mary Bescheid", erklärte er und begab sich mit langen Schritten heim.

MARY hatte jetzt mehr als fünfzehn Jahre friedlichen Kleinstadtlebens mit Lincoln genossen, aber mit dieser „glücklichsten Zeit" ihres Zusammenseins war es nun aus. Von nun an gab es für Mary Lincoln keine Stunde mehr, in der sie nicht von Kritik, Drohungen, Angst und Sorge oder Krankheit bedrängt war. Die Nation brach auseinander, und bei der damaligen Hochspannung mußte der Präsident eine fast unglaubliche Flut von Schmähungen über sich ergehen lassen. Selbst die erste Freude nach der Wahl wurde durch die Nachricht getrübt, daß Lincoln in Pensacola in Florida in effigie gehängt worden sei. Und ein paar Wochen später bekam Mary aus Südkarolina ein Konterfei ihres Mannes „mit einem Strick um den Hals, die Füße gefesselt und am ganzen Leibe mit Teer und Federn bedeckt", ein Anblick, bei dem einer nervösen Frau wohl das Grauen kommen konnte.

Als die Stunde des Abschieds von Springfield näher rückte, wurde Mary immer schwerer ums Herz. Sie hing sehr an ihren Freunden, und die alten, erprobten, treuen Nachbarn wurden ihr plötzlich noch viel lieber. Auch war sie beunruhigt durch Gerüchte von einem geplanten Überfall auf Lincoln während der Reise nach Washington. Aber trotz seinen Einwänden war Mary entschlossen, ihn auf jede Gefahr hin zu begleiten.

Die letzten Vorkehrungen wurden getroffen. Lincoln verschnürte eigenhändig seine Koffer und versah sie mit der Aufschrift: „A. Lincoln, Weißes Haus, Washington, D. C." Am 11. Februar stand er auf der Plattform des Zuges und richtete seine letzten denkwürdigen Worte an die Freunde und Nachbarn. Es blieb „kaum ein Auge trocken in der riesigen Menschenmenge", als er schloß: „Der Obhut Gottes befehle ich euch, so wie ich hoffe, daß ihr es in euren Gebeten für mich tun werdet, und so sage ich euch von Herzen Lebewohl." Der Zug setzte sich in Bewegung.

ALASKA
KÜHLTRUHE

Das ideale Geschenk.

Geeignet für:

WOHNZIMMER

TRINKSTUBE

MÖBLIERTES ZIMMER

KLEINSTWOHNUNG

CHEFZIMMER

BÜRO

Chippendale / Nußbaum DM 465,-
Inhalt ca. 50 l, Höhe 82,5 cm,
Breite 56 cm, Tiefe 61 cm.

Altdeutsch Rüster DM 430,-
Inhalt ca. 50 l, Höhe 80 cm,
Breite 52 cm, Tiefe 61 cm.

MEHR ALS 100000
ALASKA-
VOLKSKÜHLSCHRÄNKE
HABEN SICH BEREITS
BEWÄHRT.
5 JAHRE GARANTIE
BIS 24 MONATSRATEN

ALASKA

VOLKSKÜHLSCHRANKWERK
Bergneustadt / Rhld.
DAS GRÖSSTE WERK FÜR ABSORBER-
KÜHLSCHRÄNKE IN DEUTSCHLAND

Die Fahrt nach dem Osten war ein Triumphzug. Die Strecke war von Menschen gesäumt, die Lincoln mit Zurufen begrüßten, wenn er vorbeifuhr, und bei langen Aufenthalten gab es Reden, Paraden, Empfänge, endloses Händeschütteln. Es war nicht nur, daß jeder den neuen Präsidenten kennenlernen wollte; das Land war in einer furchtbaren Krise und hoffte, daß Lincoln der Retter der Union werden würde. Selbst Lincolns Ältester, der siebzehnjährige Robert, der im nagelneuen Zylinderhut prangte, wurde – sehr zu seinem Mißbehagen – zu Ansprachen aufgefordert. Willie und Tad amüsierten sich königlich, und einer von ihnen – wahrscheinlich Tad, der immer gern Schabernack trieb – machte sich einen besonderen Spaß daraus, immer wieder den oder jenen zu fragen: „Wollen Sie Old Abe sehen?" um dann auf jemand anders zu deuten.

In Washington wohnten die Lincolns bis zur feierlichen Amtseinführung im Hotel Willard. Die Zeit bis zum 4. März – wirre, turbulente Tage – verflog rasch. Am Morgen des großen Tages las Lincoln den Seinen die Antrittsrede vor, und später glaubte Mary ihn in einem Nebenzimmer beten zu hören.

In der Stadt herrschte Hochspannung, man befürchtete Gewalttätigkeiten. Über 300 Drohbriefe waren eingegangen, und die Armee hatte alle Vorsichtsmaßregeln getroffen: an den Straßenecken standen bewaffnete Posten, und Truppen säumten die Allee, durch die der Wagen des Präsidenten kam. „Da fährt er hin, der Affe aus Illinois, der gottverfluchte Sklavenbefreier. Aber der kommt nicht lebend wieder zurück", rief, wie erzählt wird, einer aus der Menge. Und ein Vetter von Mary berichtet von dem „Meer emporgewendeter Gesichter, auf denen sich alle Arten von Gefühlen malten: Haß, Unzufriedenheit, Sorge und Bewunderung", als Lincoln seine Antrittsrede hielt.

Am Abend fand ein festlicher Ball statt. Der Präsident mit Gefolge, je zwei und zwei, betrat um 10.45 Uhr den Saal. Kurz vor 12.30 Uhr verabschiedete er sich. So endete der große Tag. Vielleicht schliefen die Lincolns gut in dieser ersten Nacht im Weißen Haus. Aber in den kommenden Jahren sollte ihnen dort nur wenig an ruhigem Schlaf beschieden sein.

Daß die Neulinge in der Hauptstadt unwillkommen waren, zeigte sich schon nach kurzer Zeit. Allerhand Geschichten über ihre angebliche Ungeschliffenheit und Unbildung gingen bald von Mund zu Mund, und Mary Lincoln begegnete auf allen Seiten unverhohlener Feindseligkeit. Ihre geistige und gesellschaftliche Erziehung war zwar vortrefflich, aber doch eben provinziell und einfach, und es gab wirklich Unterschiede zwischen den gesellschaftlichen Gepflogenheiten der Ost- und der Weststaaten. Die exklusive Washingtoner Gesellschaft machte viel Wesens darum und blickte gön-

Wo Sie auch fahren - bewähren sich Fulda-Reifen

Schloß Neuschwanstein

Fahren auch Sie

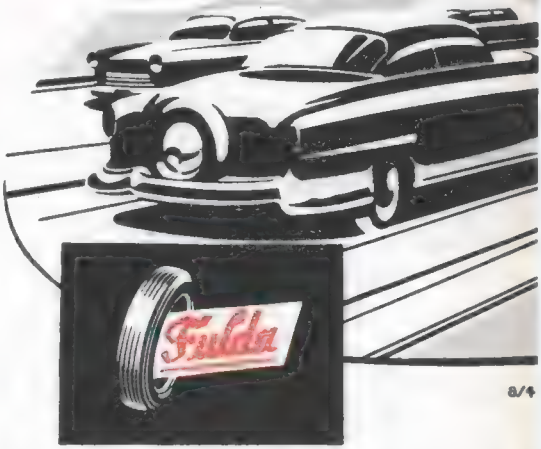
den reisefesten Pkw-Reifen

„Fulda-Jubilar"

mit den besonders

lufthaltenden

Fulda-Butyl-Schläuchen



a/4

GUMMIWERKE FULDA AG · FULDA

nerhaft auf sie herab. Aus den Südstaaten Stammende verachteten die Frau des republikanischen Präsidenten als Verräterin an ihren eigenen Leuten, und vielen Nordstaatlern mißfiel ihre südliche Herkunft.

Als Gastgeberin führte die neue „First Lady" den Vorsitz mit Anmut und Würde. Sie hatte die Ausdauer, die dazu gehört, eine endlose Reihe von Menschen stehend zu begrüßen und einem jeden liebenswürdiges Interesse zu bezeigen. Sie konnte ein vierstündiges Staatsbankett durchhalten und dabei für angeregte Unterhaltung sorgen und darauf achten, daß kein Gast vernachlässigt wurde. Als sie merkte, daß der chilenische Generalkonsul und seine Frau nicht englisch sprechen konnten, plauderte sie mit den beiden in ihrem lange nicht benutzten Pensionsfranzösisch.

Aber viele unfreundliche Augen spähten ständig nach Fehlern und Blößen an ihr. Die hohe Stellung wurde ihr natürlich geneidet, und Mary, an den vertrauensvollen Umgang mit wackeren Kleinstadtnachbarn gewöhnt, war wehrlos wie ein Kind inmitten der intriganten, von gesellschaftlichem Ehrgeiz getriebenen Weiblichkeiten der Hauptstadt. Es wurde nicht besser dadurch, daß Mary selbst viel Aufmerksamkeit beanspruchte und eifersüchtig war, wenn ihr Gatte mit anderen Frauen redete. Ihre Liebe duldete nichts neben sich. Der Anblick einer hübschen Frau, die sich, wie das viele taten, bei Lincoln einzuschmeicheln suchte, war ihr unerträglich, und sie machte ihm heftige Vorwürfe wegen seines „Flirtens mit albernen Weibern, gerade als ob du ein bartloser junger Bursche wärst, eben aus der Schule."

„Aber, Mutter", erwiderte er launig, „mit jemandem muß ich doch reden. Ich kann doch nicht herumstehen wie ein Depp und den Mund nicht auftun."

Es gibt rührende Zeugnisse dafür, wie stolz Lincoln im Weißen Haus auf seine Frau war. Eine Dame, die bei einer Abendgesellschaft mit dem Präsidenten plauderte, merkte, daß er ihr gar nicht zuhörte, sondern daß sein Blick immer wieder abirrte und seiner Frau folgte. Dabei ertappt, lachte er und sagte: „Meine Frau ist noch immer so hübsch wie das junge Mädchen, in das ich armer Habenichts mich verliebte; und daran hat sich nichts geändert."

Ein paar Wochen nach Lincolns Amtsantritt brach der Sezessionskrieg aus. Eine allesbeschattende, düstere Stimmung legte sich über die Hauptstadt, und Lincoln, der entschlossen war, die Union zu retten, aber auch den Krieg zu vermeiden gesucht hatte, „trug die Sorgen der Nation in seinem Herzen". Mary, die um seine schlaflosen Nächte wußte und die Furchen sah, die sich um den geduldigen Mund gruben, war ständig bemüht, seine Gesundheit zu behüten und sein Gemüt zu erheitern. Mit allen Mitteln weiblicher Taktik brachte sie ihn dazu, sie auf ihren täglichen Wagenfahrten zu begleiten und auf diese Weise von seiner Arbeit

Auf den **ERSTEN** *Blick...*

mögen viele Strümpfe gleich aussehen, aber auch nur bei oberflächlicher Betrachtung. Seien Sie also vorsichtig beim Einkauf Ihrer Strümpfe! Lassen Sie sich im Fachgeschäft vor allem darüber aufklären, ob die Strümpfe der Ihnen empfohlenen Marke „feinfonturig" gewirkt und an Hochferse, Ferse, Sohle und Spitze doppelt mit Perlon verstärkt sind.

HUDSON-Strümpfe werden auf den modernsten breitfonturigen Cottonmaschinen hergestellt. Sie haben eine höhere Anzahl feiner Maschen (über 100000 mehr als ein auf schmaler Fontur gewirkter Strumpf). Deshalb sind HUDSON-Strümpfe „dauer-elastisch" und formbeständig und besitzen das gleichmäßig feine, dichtgeschlossene Maschenbild — das untrügliche Kennzeichen eines „edlen" Strumpfes.

„Die neue Linie schöner Beine" — eine Broschüre für jede gepflegte Frau — erhalten Sie kostenlos durch ▶

HUDSON-STRUMPFFABRIK GMBH STUTTGART-VAIHINGEN a 2

weg und an die frische Luft zu kommen. Sie lud auch gute Freunde zum Frühstück ein, besonders solche, die gerne lachten und Späße machten und Geschichten erzählten, durch die Lincoln dann zu seinem eigenen humorvollen „Dabei fällt mir ein . ." angeregt wurde. Sie war ihm eine unschätzbare Hilfe im Kampf gegen seine melancholischen Anwandlungen, und er entlieh von ihr eine Eigenschaft, die er nicht besaß, eine natürliche kindhafte Unbeschwertheit. Immer wieder suchte er Entspannung bei ihr, kam in ihr Zimmer und setzte sich zu ihr oder streckte sich auf ein Sofa und las, oft in der Bibel, oder plauderte eine Weile, wobei er sich meistens die Schuhe auszog und die Füße hochstützte.

Mary bemühte sich, ihre eigenen dunklen Tage und ihre zunehmende Kränklichkeit vor Lincoln zu verheimlichen. Als jedoch ihre Nervosität und ihr Gefühl der Unsicherheit immer schlimmer wurden, bat Lincoln in richtiger Erkenntnis dessen, was ihr not tat, zuerst eine und dann noch eine ihrer Schwestern, bei ihr zu bleiben. Mary litt auch, wie so viele Menschen ihrer Zeit, an einer malariaähnlichen Krankheit mit immer wiederkehrenden Schüttelfrösten und Fieber. Lincoln bestand oft darauf, daß sie in der heißen Zeit nach dem Norden fuhr, obwohl aus zahlreichen Telegrammen, die sie wechselten und die erst kürzlich ans Licht gekommen sind, hervorgeht, daß beide großes Heimweh nacheinander hatten, wenn sie getrennt waren.

Mary verließ Washington jedoch nicht in Zeiten der Gefahr. Als die Hauptstadt nach der Niederlage der Nordarmee bei Bull Run schutzlos war und ihre Eroberung drohte, riet ein dem Präsidenten nahestehender General dringend dazu, Mrs. Lincoln und die Kinder nach dem Norden zu schicken. „Mrs. Lincoln wandte sich an ihren Gatten und sagte: ‚Gehst du mit uns?', worauf er ohne Besinnen antwortete: ‚Auf gar keinen Fall gehe ich in diesem Augenblick hier weg.' Und ebenso prompt kam die Erwiderung: ‚Dann gehe ich in diesem Augenblick auch nicht von dir weg'." Die dabei waren, sahen es Lincoln an, wie stolz er auf diese Entscheidung seiner Frau war, obwohl er nichts dazu sagte. Es gelang dem General auch später nie, Mrs. Lincoln zum Verlassen der gefährdeten Stadt zu bewegen.

In dieser Atmosphäre von Angst und Kummer war es schwierig, die Repräsentationspflichten im Weißen Haus zu erfüllen. Man zerriß sich den Mund darüber, daß die First Lady während des Krieges die üblichen gesellschaftlichen Veranstaltungen beibehielt; wich sie aber davon ab, so wurde auch wieder genörgelt. Groß war die Entrüstung, als der Ersparnis halber die kostspieligen Staatsbankette abgeschafft und statt dessen nur noch Empfänge gegeben wurden. Die Lincolnschen Empfänge — eine Mischung von großstädtischer Eleganz und ländlicher Derbheit — waren viel demokratischer als die der bisherigen Regierungen. Rindleder-

Lippenstift

CUTEX

Nagelpflege

Es ist Tatsache: Zu Menschen mit gepflegtem Äußeren hat man mehr Vertrauen. Für mich sind ein paar Minuten täglicher Cutex-Nagelpflege ebenso selbstverständlich wie das Zähneputzen. Wenn einem den ganzen Tag auf die Finger gesehen wird, müssen sie eben makellos sein. Die edle ovale Form der Fingernägel erhalte ich mir nur mit Cutex-Nagelfeilblättchen. Die Nagelhaut schiebe ich mit dem Cutex-Orangeholzstäbchen, das ich mit etwas Watte umwickelt und in Cutex ölhaltigen Nagelhaut-Entferner getaucht habe, zurück. Auf die danach abgespülten und gut getrockneten Fingernägel trage ich dann Cutex-Nagellack auf. Im Büro bevorzuge ich den Cutex-Nagellack naturelle; zum Abend die leuchtenden Farben der Decklacke oder den Cutex-Perlmutt-Nagellack. Ich halte mich da an die Mode und stimme die Farbe des Lippenstiftes auf den Ton des Nagellackes ab, denn Cutex hat beides: Nagellack und Lippenstift.

PATRIZIER-HAUS
KÖLN

stiefel und grobe Baumwollhemden waren neben Toiletten neuester Mode zu sehen. Menschen jeder Klasse und jedes Standes kamen aus allen Teilen des Landes ins Weiße Haus, und Mrs. Lincoln war, ebenso wie ihr Gatte, „gleicherweise liebenswürdig zu allen".

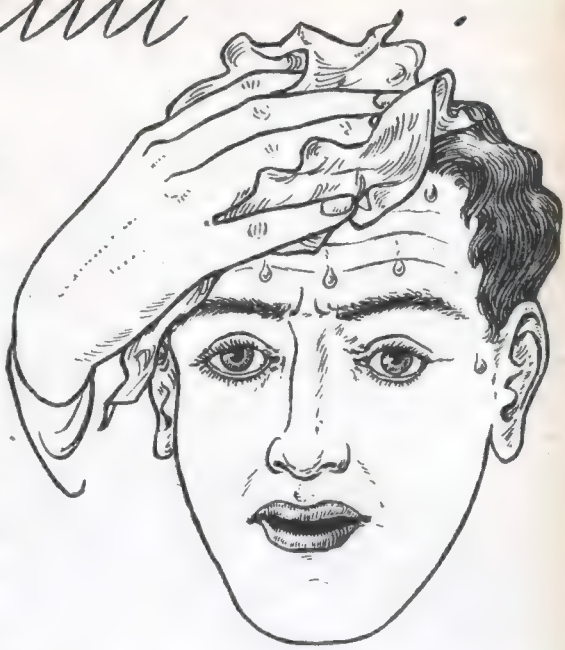
Eine noble Würde war ihr der Öffentlichkeit gegenüber eigen, aber bei der erbitterten Feindschaft, die während des Krieges zwischen den beiden Parteien herrschte, hätte sie es doch unmöglich allen recht machen können; selbst ein Muster an allen weiblichen Tugenden wäre dazu nicht imstande gewesen. Und Mrs. Lincoln hatte eine ganze Anzahl Eigenschaften, die alles andere als vorbildlich waren: Impulsivität und Unbesonnenheit, Empfänglichkeit für Schmeichelei, Unfähigkeit, mit Geld und Geldeswert vernünftig umzugehen — Schwächen, die ihr in einer der schwierigsten Situationen, denen sich je eine Frau gegenübersah, sehr schadeten.

IN DER ABSICHT, ihrem Mann zu Hilfe zu kommen, mischte sie sich unklugerweise in die Politik ein. Sie wußte, wie oft Lincolns Gutherzigkeit hinter seinem Rücken mißbraucht wurde, und war empört über die politischen Machenschaften um ihn her. Finanzminister Chase und Außenminister Seward waren ihr besonders verdächtig, schon deshalb, weil beide selber nach der Präsidentschaft strebten. Mit ihren häufigen Warnungen und Ratschlägen richtete sie bei Lincoln wenig aus. „Er war ungemein fest in seinen Entschlüssen", sagte sie später. „Niemand, weder Mann noch Frau, vermochte etwas über ihn, wenn er sich einmal entschieden hatte." Aber Marys Seitensprünge in die Politik setzten natürlich die bösen Zungen in Bewegung, und es war ein Spiel mit dem Feuer, wenn sie, wie sie es manchmal tat, politische Briefe an gerissene Zeitungsleute und Politiker schrieb. Ein solches Verhalten von seiten einer Frau galt in den sechziger Jahren als besonders anstößig.

Viel Tadel rief es auch hervor, daß Mary das Weiße Haus herrichten ließ. Die Lincolns fanden das stolze Gebäude in kläglichem Zustand vor, die Einrichtung verwahrlost, das Ganze so unglaublich heruntergekommen, daß der Kongreß 20 000 Dollar für die Instandsetzung bewilligte, und Mary, die es bitter wurmte, daß sie hier als unkultivierte Westlerin über die Achsel angesehen wurde, faßte mit ungestümem Eifer den Entschluß, ihrem neuen Wohnsitz den gebührenden vorbildlichen Glanz zu verleihen. Das war so recht eine Aufgabe nach ihrem Herzen.

Aus diesem ersten Jahr liegen eine ganze Anzahl Zeitungsnotizen über ihre Einkaufsfahrten nach Philadelphia und New York vor. Man kann gewiß sein, daß der First Lady, die mit Regierungsgeld zahlte, Höchstpreise berechnet wurden. Aus alten Quittungen geht hervor, daß sie neue Rosenholz- und eine Unmenge anderer kostbarer Möbel kaufte, fürst-

Warum?



ist gerade im Hochsommer eine intensive Trilysin-Behandlung der Haare und des Haarbodens besonders wichtig?

Weil die hochsommerliche Hitze nicht nur zu vermehrter Absonderungstätigkeit des Haarbodens (Schweiß, Hautfette, Hautabschuppung!) und übermäßiger Ansammlung der Absonderungsprodukte auf Haarboden und Haaren führt, sondern gleichzeitig eine rasche Zersetzung der Hautabscheidungen und damit die Entstehung unangenehmer Gerüche und hautreizender Stoffe fördert.

Trilysin reinigt Haare und Haarboden in vollkommener Weise, es verhindert zuverlässig Zersetzungsvorgänge und deren Folgen und erzeugt überdies ein Gefühl köstlicher Erfrischung.

Trilysin-Rezept für heiße Tage: Kopfhaut und Haare kräftig mit Trilysin befeuchten und mit den Fingerspitzen gut durchmassieren. Hierauf mit dem Handtuch unter kräftigem Reiben trocknen und kämmen. Das ergibt ein Gefühl vollkommener Sauberkeit und wunderbarer Frische.

TRILYSIN

DAS WISSENSCHAFTLICHE HAARTONIKUM

Die Schuppen verschwinden –

Das Kopfhautjucken läßt nach –

Der Haarausfall hört auf –

Der Haarboden gesundet.

liche Purpur- und Goldbehänge für ein Gästezimmer, Haviland-Porzellan in „Rotviolett und Gold", Stoffe, Teppiche und dergleichen mehr. Die ganze Renovierung (es wurden auch so moderne Annehmlichkeiten wie Öfen, Gas- und Wasserleitungen eingebaut) war gediegen und geschmackvoll. Aber die Kosten überstiegen die bewilligte Summe um 6700 Dollar.

Wie so manche andere Ehefrau traute Mary sich nicht, ihrem Mann zu gestehen, was sie da angerichtet hatte. Sie bat Benjamin Brown French, den Bevollmächtigten für öffentliche Bauten, zu sich und beschwor ihn unter Tränen, den Präsidenten davon zu überzeugen, daß es „allgemein üblich ist, den bewilligten Betrag zu überschreiten, und daß er keine Ahnung hätte, *wieviel* so eine Neueinrichtung kostet". French erzählt in seinen Erinnerungen, Lincoln sei aufgebracht gewesen über all den „Schnickschnack für dieses verdammte alte Haus, wo für die Soldaten keine Wolldecken da sind", und habe geschworen, er werde niemals einem Antrag auf Nachzahlung zustimmen. Schließlich nahm jedoch der Kongreß zwei Vorlagen zur Begleichung des Defizits an.

Der Grund, auf dem Marys ganzes Leben ruhte, war ihre Familie. Auch im Weißen Haus war sie, wie in Springfield, vor allem anderen die liebende Gattin und Mutter.

Der älteste Sohn, Robert, war zur Zeit der Präsidentschaft auf der Harvard-Universität und selten daheim, aber Willie und Tad, zehn und sieben Jahre alt, als sie nach Washington kamen, werden in den Berichten oft erwähnt. Es lag Mary am Herzen, daß sie eine glückliche Kindheit hätten, ganz wie andere Buben auch. Sie ermunterte daher die Söhne des Richters Horatio N. Taft, Bud und Holly, recht oft ins Weiße Haus zu kommen, und das unbändige Quartett durchtobte dann das ganze würdige Gebäude vom Dach bis zum Keller und verwandelte es in ein Kriegstheater. Das Dach, mit einer Holzkanone und ein paar ausrangierten Flinten bestückt, diente je nach Bedarf als Schiffsdeck oder Fort, und der Präsident und die First Lady pflegten in aller Form die Parade von „Mrs. Lincolns Zuaven" abzunehmen, ihrer Leibgarde, die aus allen verfügbaren Buben der Umgebung gebildet war.

Ein Augenzeuge erzählt, er habe einmal, als er in ein Zimmer kam, den Präsidenten auf dem Fußboden liegend angetroffen, während vier Buben sich bemühten, den übers ganze Gesicht Lachenden niederzuhalten, und hernach habe er, Lincoln, die vier zappelnden Bürschchen zusammengepackt und sich mit ihnen in einen großen Lehnstuhl gesetzt und ihnen Indianergeschichten erzählt. Die Lincolnkinder waren notorisch verzogen und wurden oft mitgenommen, wo sie besser zu Hause geblieben wären. Als es eines Abends so regnete, daß die Taftbuben nicht heimgehen konnten, zog Mrs. Lincoln allen vier Jungen frische weiße

„Oh shocking", rief Tante Betsy, als sie ihre Nichte Gladys Astor radeln sah. Der Radsport war 1897 bereits „en vogue". Die Modehäuser brachten „hypermoderne" Radfahr-Ensembles heraus, mit Blusen, Krawatten, Hüten mit Schleiern und – Gamaschen zu Pumphosen.

ASTOR

Eine Waldorf-Astoria Cigarette

im Königsformat mit Korkmundstück

WALDORF-ASTORIA * HAMBURG-MÜNCHEN

Blusen an und ließ sie an einem Staatsbankett teilnehmen — eine Vergünstigung, über die Mrs. Taft entsetzt war.

Die Streiche von Willie und Tad waren Legion. Als sie einmal auf dem Dachboden die Klingelanlage des Weißen Hauses entdeckten, richteten sie ein wildes Gebimmel in sämtlichen Amtsstuben zugleich an. Ein andermal bombardierte Tad gemeinsam mit Holly Taft eine Kabinettssitzung mit seiner Holzkanone, bis der Oberbefehlshaber des Heeres und der Marine — will sagen Lincoln — höchstselbst eingriff und den Frieden wiederherstellte. Als Lincoln einmal von der Säulenhalle des Weißen Hauses aus eine Parade von Unionstruppen abnahm, stahl Tad sich hinter ihn und schwenkte eine Flagge der aufständischen Südstaaten, bis sein Vater, eine sonderbare Bewegung unter den Zuschauern bemerkend, sich umdrehte und sah, was da vor sich ging. Er packte Bub und Flagge und übergab beide einer Ordonnanz.

Tad, „ausgelassen, impulsiv, übersprudelnd von lustigen Einfällen", war seinem Naturell nach der Mutter sehr ähnlich. Mary liebte ihn zärtlich; er war, wie sie einmal schrieb, ihr „unruhiger kleiner Sonnenschein". Aber Willie, der als „klar, verständig, sanft und liebenswürdig" geschildert wird, war ihr Trost und Liebling. Sie hing mit ganzem Herzen an diesem Sohn, der dem Vater so glich.

Im Februar 1862 wurde Willie schwer krank. Anfangs war der Arzt mit dem Verlauf zufrieden, abe eines Abends, als gerade eine beson ders glanzvolle Gesellschaft stattfand zu der die Einladungen schon lang vorher ergangen waren, verschlech terte sich plötzlich der Zustand de Jungen. Mit sorgenvollem Gesich kamen die Lincolns ihren Pflichte als Gastgeber nach, während alle ihr Gedanken droben in dem Zimme waren, wo Willie fieberglühend lag Mehrere Male verließ Mrs. Lincol den glitzernden Saal und ging hinau um eine Weile die heiße kleine Han zu halten und wehen Herzens den mühsamen Atem zu lauschen. Ma kann sich die besorgten Augen de Vaters vorstellen, die mit stumme Frage die ihrigen suchten, wenn si zurückkam.

Die Tage schleppten sich hin. Di Zeitungen schrieben, Willie habe Ga lenfieber, und sprachen am 17. da schlimme Wort „hoffnungslos" au Von da an wich Mrs. Lincoln nich mehr vom Bett ihres Sohnes. Dan erkrankte auch Tad, anscheinen ebenfalls an Gallenfieber; das ve doppelte die Sorge. Am 20. trat b Willie eine zeitweilige Besserung ein aber am Abend war der lange Kamp zu Ende. Der Vater schaute mi schmerzverzerrten Zügen auf da leblose Gesicht seines Kindes hina und rang nach einem Wort der Ei gebung in Gottes Willen, bracht aber nichts hervor als die herzzer reißende Klage, die allen leidtragen den Eltern zu allen Zeiten auf di Lippen kommt: „Wir haben ihn s geliebt."

Die Drei aus München
MACHOLL MÜNCHEN
MACHOLL MÜNCHEN
MACHOLL MÜNCHEN
DEUTSCHER WEINBRAND
38 VOL%
Alter Kurs
MOKKA - KIRSCH
EIN MARKEN-WEINBRAND UND ZWEI BERÜHMTE LIKÖRE
sind die Spitzenerzeugnisse
aus dem seit Generationen bekannten Hause
MACHOLL-MÜNCHEN
Stammhaus gegr. 1829

Die erschöpfte Mutter war außer sich vor Schmerz. Bei dem Anblick dieses weißen Gesichts verfiel sie immer wieder in sonderbare Zukkungen und Krämpfe. Zwischen den Anfällen lag sie wie erschlagen. Am Tage von Willies Beisetzung tobte ein heftiger Sturm: Bäume wurden entwurzelt, Dächer abgerissen, Kirchtürme stürzten ein. Es war, als litte die Natur mit der Mutter, die krank im Weißen Haus lag, außerstande, der Beerdigung beizuwohnen.

Zehn Tage lang war Mary ans Bett gefesselt, und danach blieb sie noch oft tagelang in ihrem Zimmer, immer wieder von fassungslosem Schmerz überwältigt. Sie war unfähig, sich in das Geschehene zu schicken, sie brachte noch nicht einmal so viel Selbstbeherrschung auf, daß sie imstande gewesen wäre, den kranken Tad zu pflegen. (Er erholte sich zum Glück und war bald außer Gefahr.) Lincoln, der die hysterischen Anfälle seiner Frau immer mit philosophischer Ruhe als „Nervengeschichten" hingenommen hatte, kam jetzt anscheinend auf den Gedanken, daß es sich vielleicht um eine geistige Erkrankung handelte. Bei einem ihrer heftigen Ausbrüche führte der große, geduldige Mann sie sanft ans Fenster und deutete auf ein Gebäude, eine Irrenanstalt. „Mutter, du mußt versuchen, deinen Kummer zu beherrschen", redete er ihr zu, „sonst bringt er dich noch um den Verstand, und wir müssen dich dorthin schikken."

Lincoln selber war von fast unerträglicher Schwermut befallen, so daß Mary ihrerseits sich um ihn ängstigte. Aber kraft seiner Charakterstärke und seines sich immer mehr vertiefenden christlichen Glaubens nahm der Präsident sein Kreuz auf sich und ließ nicht nach in der Erfüllung seiner unzähligen Pflichten. Mary hingegen erholte sich nie ganz von diesem Schlag. Auch später kamen ihr immer gleich die Tränen bei allem, was irgendwie mit Willie in Verbindung gestanden hatte, und sie betrat nie wieder das purpurrot ausgeschlagene Gästezimmer, wo er gestorben war, oder das grüne Zimmer, wo er einbalsamiert wurde. Über den Tod Edwards hatte ihr damals ihre Jugend und die Geburt zweier anderer Kinder und die vertraute häusliche Umgebung hinweggeholfen. Aber jetzt war die Jugend vergangen, die Gesundheit untergraben und sie selber umgeben von Krieg, Argwohn, Kritik, Verleumdung und Haß.

In dem Masse, wie der Krieg immer erbitterter wurde und Schlacht auf Schlacht immer mehr Tod und Leid brachte, wurde auch das Kesseltreiben gegen Mary Lincoln immer gehässiger. Die feindseligen Zungen und Zeitungen kannten kein Mitleid mit der Gebrochenen, die da im Weißen Haus weinte. Die große Gesellschaft im Februar, als Willie krank lag, wurde mit besonderer Entrüstung angeprangert als „schamlose Frivolität, Lustbarkeit und Völlerei" in dieser Kriegszeit, in der alle Welt Mangel litt. Obendrein

Schenken Sie noch heute Freude mit Blumen durch FLEUROP! 19 000 ausgesuchte Blumengeschäfte übermitteln Ihre Blumenwünsche in alle Welt und garantieren für schnelle und sorgfältige Erledigung

wurde gemunkelt, Mrs. Lincoln treibe Spionage und lasse ihrem Bruder, der in der aufständischen Armee diene, heimlich Nachrichten zukommen.

Sie, die ohnehin bei jeder Kritik aufbrauste, mußte nun zu ihrem Leid um den Sohn auch noch den brennenden Zorn und Verdruß über soviel öffentlichen Schimpf ertragen. Sie war, wie sie einmal schrieb, „durch den Feuerofen des Leids gegangen". Zu allem Übermaß schlug in diesem Jahr der Tod abermals zu: im Sommer kam die Nachricht, daß zwei ihrer Stiefbrüder, die auf seiten der Südstaaten kämpften, gefallen seien. Und sie durfte sich ihren Schmerz nicht anmerken lassen, er wäre ihr als Verrat ausgelegt worden; sie durfte nur nachts in ihre Kissen weinen.

Zweierlei hielt sie aufrecht: das Bewußtsein, daß Lincoln sie brauchte, und die Fürsorge für die verwundeten Soldaten. Im Sommer jenes dunklen Jahres 1862 machte Mary fast täglich, sooft es nur anging, die Runde durch die Lazarette. Sie ging durch die langen Reihen der Feldbetten und verteilte Obst, Blumen und allerlei gute Dinge aus der Küche des Weißen Hauses. Sie redete liebevoll mit den Verwundeten, stellte Fragen, die ihr persönliches Interesse bewiesen, und alle empfanden dankbar die warme Teilnahme dieser mütterlichen Frau. Es war kein leichtes Tun; sie bekam vieles zu sehen, was ihr das weiche, kummervolle Herz zerriß, auch war die Gefahr der Ansteckung bei den ständigen Besuchen groß. Sie erlahmte in diesem Dienst an den Verwundeten während des ganzen Krieges nicht, und eine Zeitung schrieb: „Es ist vielleicht nicht bekannt, daß Mrs. Lincoln mehr als irgendeine andere Dame in Washington aus ihrer Privatschatulle dazu beigetragen hat, die Leiden unserer verwundeten Soldaten zu lindern." Diese Anerkennung war freilich eine Ausnahme. Da sie seit Willies Tod die Öffentlichkeit mied, warf ihr die Presse im Gegenteil Gleichgültigkeit gegen die Verwundeten vor.

Die Festlichkeiten im Weißen Hause, die im ersten Jahr so anregend gewesen waren, empfand Mary nun geradezu als Hohn, und sie stellte sie nach Willies Tod fast zehn Monate lang ein. Aber Trauer oder nicht: die Öffentlichkeit verlangte, daß die offiziellen Empfänge wieder stattfänden. Und am Neujahrstage 1863 nahm Mary die nie endenden Pflichten als Gastgeberin wieder auf sich.

Der einzige Dank dafür war erneute Krittelei. Das Kriegsglück wechselte wie Ebbe und Flut, aber wie der junge Sekretär, der die Post mit den vielen Schmähbriefen an die First Lady zu öffnen hatte, einmal schrieb: „Es gibt *eine* Flut, die nie verebbt, und das ist die Flut von Kritik und Besserwisserei, der das Weiße Haus ausgesetzt ist." „Ich habe manche bitteren Tränen deswegen vergossen", sagte Mary später, „aber seitdem ich wahren Schmerz erfahren habe — seitdem mein klei-

Warum Make-up?

Seltsamerweise verhalten sich viele Frauen sehr ablehnend gegen ein Make-up oder halten es zumindest für überflüssig, die gleiche Sorgfalt auf das Aussehen ihres Gesichts zu verwenden wie auf den Sitz der Frisur oder den ihres Kleides. Ein Make-up (gesprochen: Meek-ap) ist keine allgemeine Gesichtspflege, sondern ein Schönmachen zu all den Gelegenheiten, bei denen eine Frau gut und anziehend aussehen möchte.

Welche Frau wird nicht ungehalten, wenn sie feststellt, daß ihre Kleidung nicht tadellos in Ordnung ist, ihr Haar nicht sitzt? Ist es da so abwegig, in die Sorgfalt um das äußere Erscheinungsbild auch das Gesicht mit einzubeziehen?

Es gibt verschiedene Arten des Make-up, unter denen man natürlich der den Vorzug gibt, mit der man bei geringster Mühewaltung die beste Wirkung erzielt.

Ein neues Make-up von Ponds mit dem hübschen Namen „Angel Face" (gesprochen: E-indschel Fee-is, deutsch „Gesicht eines Engels") besitzt all die Eigenschaften, die man von solch einem Mittel erwartet. Unaufdringlich betont es die natürlichen Farben des Teints und gibt ihm den begehrten samtartigen Schimmer, der so gern an einer Frau bewundert wird. Es verdeckt alle Unebenheiten der Haut und haftet erstaunlich lange, so daß ein späteres Nachpudern. überflüssig ist. Angel Face ist völlig unschädlich für die Haut, trocknet sie nicht aus und verstopft die Poren nicht.

Beim Auftragen braucht man weder Wasser noch Schwämmchen, sondern bedient sich des kleinen weißen Samt-Tuffs aus der hübschen flachen Dose, in der Angel Face erhältlich ist. Es krümelt nicht und hinterläßt keinen störenden Puderstaub auf dem Kleid oder in der Handtasche.

Angel Face genügt den verwöhntesten Ansprüchen und eignet sich für jeden Teint.

Spröde Haut

ist meist ein Zeichen, daß die natürliche Fettzufuhr nicht ausgeglichen ist. Fettstoffe sind es, die die Haut geschmeidig, glatt und elastisch erhalten.

Wenn sich Ihre Haut unangenehm spannt oder sogar spröde wird, ist es Zeit, ihr mehr Fett zuzuführen, als die natürlichen Funktionen zu produzieren vermögen.

Pond's **DRY SKIN CREAM** ist ein mit hautverwandten Fetten, vor allem mit Lanolin angereichertes Hautpflegemittel, das von der Haut erstaunlich schnell aufgenommen wird und den Fettmangel wirksam ausgleicht.

Schon bei der ersten Anwendung werden Sie ein wohliges Gefühl seidiger Glätte und Geschmeidigkeit Ihres Teints empfinden. **DRY SKIN CREAM** dringt sofort in Ihre Haut ein, ohne ein klebriges Gefühl oder unnatürlichen Glanz zu hinterlassen.

POND'S

LONDON · NEW YORK

DR. WURMBOCK G·M·B·H MÜNCHEN 23

ner Willie starb — sind alle diese Pfeile nicht imstande, mich zu verwunden. Wenn ich abends meinen Kopf aufs Kissen legen und mir sagen konnte, daß ich keinem Menschen Unrecht getan hatte, war das alles, was ich mir wünschte."

Im Juli 1863 hatte Mary bei einer Wagenfahrt einen schweren Unfall. Sie wurde heftig zu Boden geschleudert und schlug rücklings mit dem Kopf — diesem schon von soviel Leid gepeinigten Kopf — auf einen scharfen Stein. Sie mußte drei Wochen lang das Bett hüten und war auch danach noch sehr anfällig, diesen ganzen mit Spannung geladenen Sommer über, in dem zunehmende Teuerung und militärische Rückschläge die ungewöhnlich große Hitze noch schwerer erträglich machten. Im Herbst verwandelte sich das Weiße Haus in ein Pockenkrankenhaus; der Präsident selber steckte sich auch an. „Jetzt mögen die Postenjäger kommen", sagte er, „jetzt hab' ich doch endlich etwas, was ich ihnen allen geben kann."

Im Dezember kam Marys „kleine Schwester" Emilie, deren Mann, ein Offizier in der Armee der Südstaaten, kürzlich gefallen war, zu Besuch ins Weiße Haus. Obwohl sie in feindlichen Lagern standen, hingen die Schwestern sehr aneinander, und Emiliens Tagebuch erzählt, daß Mary in ihrem Herzenskummer ihr die Arme entgegenstreckte und rief: „Küß mich, Emilie, und sage mir, daß du mich liebhast! Ich bin, scheint's, der Sündenbock für Nord und Süd zugleich." Und ein andermal klagte sie: „O Emilie, werden wir je aus diesem gräßlichen Alptraum aufwachen?"

Auch Lincoln hieß Emilie freudig willkommen, obwohl er wußte, daß es politisch bedenklich war, eine „Feindin", die Witwe eines Offiziers der Südstaaten, im Weißen Haus aufzunehmen. „Du und Mary, ihr liebt einander — es ist gut für sie, dich hier zu haben", begrüßte er sie. Und als sie abreiste, sagte er zu ihr: „Ich hoffe, du gehst ohne Bitterkeit und nicht mit dem Gefühl, daß ich irgendwie schuld sei an all diesem Unglück." Er umarmte sie, und sie weinten beide.

Das Jahr 1864 war um so schwieriger für Mary, als dem ohnehin mit tausend Sorgen belasteten Lincoln die Kandidatur für die Wiederwahl bevorstand. An der Front sah es schlecht aus: im Juli waren die Konföderierten so nahe, daß man im Weißen Haus das Geschützfeuer von Fort Stevens deutlich herüberhörte. Drei Tage lang hing es an einem Haar, ob die Hauptstadt fallen würde.

Mary begleitete Lincoln nach Fort Stevens und war mit ihm auf der Brustwehr, als ein feindlicher Scharfschütze feuerte und den neben dem Präsidenten Stehenden durch den Schenkel schoß. Lincoln zögerte, sich hinzuwerfen, und es wird erzählt, ein aufgebrachter junger Offizier — Oliver Wendell Holmes (der spätere Richter am Obersten Bundesgericht

„so appetitlich frisch"

Wenn das Leben uns lacht ---
hat es auch eine Zigarette
im Mundwinkel!

Haus Bergmann Privat

IM VOLL-FORMAT

der Vereinigten Staaten) — habe ihm zugeschrien: „Gehen Sie 'runter, Sie Narr!" Dies Erlebnis hat sicher Marys Herz mit eisigem Schrecken erfüllt.

Die Aussichten für Lincolns Wiederwahl waren sehr düster; das steigerte noch Marys Nervosität und Haltlosigkeit. Seit Willies Tod war es mit ihrer Unvernunft in Geldangelegenheiten immer ärger geworden, und sie geriet immer tiefer in Schulden. Lincoln wußte davon nichts; aber „wenn er nicht wiedergewählt wird", klagte sie einer vertrauten Freundin unter hysterischem Schluchzen, „dann werden die Rechnungen kommen, und er wird alles erfahren".

In ihrer ständigen Unsicherheit dachte sie, wertvolle Gegenstände könnten ihr vielleicht als eine Art von Versicherung dienen, wenn sie in Not geriete. So hatte sie ihren Kredit als Gattin des Präsidenten dazu benutzt, Kleider, Schmuck, Pelze zu kaufen, und jetzt, nachdem ihre Schulden ins ungeheure gestiegen waren, wurde ihr himmelangst bei dem Gedanken, daß die Gegenpartei dahinterkommen und es gegen ihren Gatten ausnutzen könnte. Sie geriet ganz außer sich darüber, und in diesem an Wahnsinn grenzenden Zustand verfiel sie auf eine vertrackte Idee, die hernach bittere Früchte tragen sollte: „Die republikanischen Politiker müssen meine Schulden bezahlen. Hunderte von ihnen sind durch meinen Mann ungeheuer reich geworden, und es ist nur recht und billig, daß sie mir jetzt aus der Verlegenheit helfen." Diese sonderbare Logik setzte sich in ihrem Kopf fest und brachte sie in eine höchst üb' Lage. Es liegen Anzeichen dafür vo daß einige Politiker wirklich ohn Wissen Lincolns einen Teil ihre Schulden bezahlten.

Als jedoch die Hochspannu dieses erbitterten Wahlkampfes vo über und Lincoln wiedergewäh war, schaute Mary so sorgenv drein wie je. „Jetzt, wo wir gesieg haben", sagte sie zu einer Freundin „wünschte ich fast, es wäre ander Der arme Mr. Lincoln sieht so ve zweifelt, so völlig erschöpft aus, da ich fürchte, er wird die nächsten vie Jahre nicht überstehen." Lincol teilte diese Vorahnung. „Ich werd den Frieden nicht mehr erleben" sagte er zu Harriet Beecher Stowe der Verfasserin von *Onkel Tom Hütte*, „dieser Krieg bringt mic um."

Die Feier der Amtseinsetzung in März 1865 stand unter hoffnung vollen Vorzeichen. Der Tag war trü und regnerisch angebrochen, aber a Lincoln vortrat, um seine Antritts rede zu halten, zerriß das dunkle Gewölk, und strahlender Sonnenschei erleuchtete mit einem Male sei Gesicht. Viele in der Menge deutete das als Friedensverheißung und ware tief bewegt.

Vor Ende des Monats kam ein Einladung von General Grant in sei Hauptquartier in City Point in Staate Virginia. Da Robert jetzt zu

Geht es abwärts mit uns?

. . . Kaum eine andere Nachricht kennzeichnet besser die Geistes- und Nervenverfassung des heutigen Menschen, als eine Statistik über den Bedarf an Schlafmitteln. Allein in Großbritannien werden täglich 1,5 Millionen Schlaftabletten verbraucht. Das ist widernatürlich. Unsere einzige Rettung: Wieder natürlich werden! Schlafen, wie die Väter schliefen: Gesund und tief unter der guten, antirheumatisch wirkenden Wolldecke. Es gibt ja für gleiches Geld keine gesündere Zudecke als die Wolldecke. Auch Ihrem Körper wird es gut tun, das beruhigende, stärkende

WOLLDECKEN-WOHLBEHAGEN

Verlangen Sie in den Fachgeschäften ausdrücklich Wolldecken mit dem goldenen Siegel „Wertvoll weil Wolle" und der silbernen Waschanleitung der Deutschen Wolldeckenfabriken e. V. (Eine gute Idee übrigens: Wolldecken schenken!)

Stabe Grants gehörte und der Sieg nun endlich in Sicht war, fuhr man mit Freuden hin. Leider kam es bei dieser Gelegenheit zu einem höchst peinlichen Zwischenfall, der für Marys Gemütszustand bezeichnend ist.

Die Lincolns sollten die Parade der von General Ord befehligten Truppenverbände abnehmen. Der Präsident ritt von City Point voraus; Mrs. Lincoln und Mrs. Grant folgten in einem Sanitätswagen. Man kam auf den holperigen Knüppelwegen nur langsam vorwärts, und einmal bei einem plötzlichen Ruck stießen die Köpfe der beiden Damen heftig an die Wagendecke. Sie kamen verspätet und sehr erschöpft an; die Parade hatte schon begonnen.

Mrs. Ord, die Frau des Generals, war eine auffallend schöne Erscheinung zu Pferde, und als die schon überreizte Mrs. Lincoln erfuhr, daß diese charmante Frau im Zuge an der Seite des Präsidenten geritten und sogar von einigen Soldaten für die First Lady gehalten worden sei, geriet sie in rasende Eifersucht. Mrs. Grant bemühte sich vergeblich, sie zu beschwichtigen, und als Mrs. Ord kam, um sie zu begrüßen, empfing Mary sie mit einer derartigen Flut von Beschimpfungen, daß die arme Dame schließlich in Tränen ausbrach.

Die First Lady blieb den ganzen Tag über in diesem exaltierten Zustand, machte Lincoln eine Szene nach der andern, kanzelte ihn in Gegenwart anderer ab — kurz, benahm sich wie eine Wahnsinnige und hatte offenbar wirklich d Verstand verloren. Der Präsiden dem die Pein aus den Augen s suchte sie zu beruhigen, nannte „Mutter" und redete ihr gütig Als andere sich am nächsten T nach ihrem Befinden erkundigt sagte er nur, sie sei nicht wohl. D war die einfache Wahrheit.

Nie hatte sie sich in all den Jah der Präsidentschaft Lincolns öffe lich so aufgeführt. Trotzdem wi gerade dieser Vorfall in den Bericht über sie während der Jahre im Weiß Haus am häufigsten erwähnt.

Bevor Lincoln nach Washingt zurückkehrte, wurde Richmond Virginia von der Nordarmee ei genommen, und es war ersichtlic daß der lange Krieg sich dem En näherte. Als er und Mary am Jam River entlang heimfuhren, kam sie an einem alten, stillen, wund schön mit den ersten Frühlingsbl men geschmückten Dorfkirchhof vo bei. Angezogen von seinem Friede stiegen sie aus dem Wagen u schlenderten miteinander zwisch den Gräbern umher. „Mary, du b jünger als ich", sagte Lincoln, „d wirst mich überleben. Wenn i nicht mehr bin, dann begrab' mi an so einem stillen Platz wie de hier." Wie müssen diese Worte s die jetzt ohnehin immer um den Pr sidenten bangte, getroffen haben!

Es war ihr trüb zumute, als d Wagen sich Washington näherte, u aus langem Schweigen heraus klag sie plötzlich: „Die ganze Stadt voller Feinde!" „Feinde", entge

Karl ist pünktlich wie die Uhr, von Karline keine Spur, und es schwant ihm das Malör, seine Frau sitzt beim Frisör, wo man ihren Kopf verschönt, während er vor Hunger stöhnt. MAGGI-FRIDOLIN weiß Rat: Kalbfleischsuppe! Delikat! Und im Nu - im Handumdrehen speist man, als sei nichts geschehen.

In jeder Küche: MAGGI Erzeugnisse – immer sehr gut, immer preiswert, immer zeitgemäß. Aus Frankfurt/Main Postfach 1/188a schreibt gern mehr und schickt Rezepte

MAGGI Fridolin

der freundliche Helfer der Hausfrau

nete Lincoln etwas ungeduldig. „Das dürfen wir nie sagen!"

Aber er selber war in letzter Zeit oft durch sonderbare Träume aus dem Schlaf geschreckt worden, und einer hatte ihn so bedrückt, daß er ihn schließlich, um sich zu erleichtern, erzählt hatte. Ihm träumte, er höre ein Weinen durch das ganze Weiße Haus, und im Traum stand er auf und ging ins untere Stockwerk hinunter und wanderte dort umher, bis er in das große Ostzimmer kam; da sah er „einen Katafalk, auf dem ein in Totengewänder gehüllter Leichnam ruhte". Soldaten waren da, die Wache hielten, und Menschen, die weinten. In seinem Traum fragte Lincoln, wer da gestorben sei. „Der Präsident", kam die Antwort, „er wurde von einem Mörder umgebracht!" Das traf ihn so, daß er aufwachte und in dieser Nacht nicht wieder einschlief. So erzählte Lincoln es seiner Frau und einem Freunde, Ward Hill Lamon. Mary war starr vor Entsetzen, worauf Lincoln den Traum ins Harmlose zu ziehen versuchte. Aber Mary vergaß ihn nicht.

Am 12. April 1865, einem Mittwoch, schrieb Lincoln seiner Frau ein Zettelchen, recht wie ein Verliebter. Er schrieb „spaßhaft und zärtlich", erzählt Mary, „und teilte mir den Tag mit, an dem er mit mir ausfahren wolle". Dieser Tag war Freitag, der 14. April.

Donnerstag nacht hatte Lincoln wieder einen Traum — einen, den er früher schon mehrmals gehabt hatte, und zwar immer vor gewissen entscheidenden Schlachten. Er sei überzeugt, erklärte er seinem Kabinett am nächsten Morgen, daß ein bedeutsames Ereignis nahe bevorstehe. In diesem Traum, sagte er, „habe er immer ein Gefühl, als befände er sich in einem sonderbaren, unbeschreiblichen Fahrzeug und bewegte sich mit großer Geschwindigkeit auf eine unbestimmte Küste zu . . ."

Bei der Wagenfahrt an jenem Freitag war Lincoln in guter Stimmung und plauderte mit Mary über ihrer beider Zukunft. Nach Ablauf seiner Amtszeit als Präsident wollte er mit den Seinigen nach Europa fahren. Dann würden sie nach Kalifornien gehen, und später würde er seine Anwaltspraxis wieder aufnehmen. Obwohl er sehr abgespannt war, war er doch ungewöhnlich heiter.

Sie kehrten heim. Man durfte nicht zu spät zu Abend essen, weil sie noch in Ford's Theater gehen wollten. Mary wollte eigentlich nicht, sie hatte Kopfweh, wie gewöhnlich. Aber Lincoln sagte, wenn er daheimbliebe, würde er keine Ruhe haben und den ganzen Abend mit Gästen zusammensein müssen. So entschloß sich Mary mitzukommen. Bei der Fahrt am Nachmittag hatten sie sich einander so nahe gefühlt; noch nie war es ihr „so schwer gewesen, nicht immerzu bei ihm zu sein".

In der flaggengeschmückten Loge in Ford's Theater saß Lincoln in einem großen Schaukelstuhl, und ein Zuschauer beobachtete, daß Mary, die neben ihm saß, „sichtlich sehr glück-

Elegante Form

und technische Vollkommenheit
sind die besonderen Vorzüge der

SOENNECKEN

Füllhalter

SOENNECKEN-Füllhalter – aus Deutschlands erster Füllhalterfabrik – sind mit der 14 karätigen Goldfeder schon ab DM 11.– erhältlich.

lich darüber war, daß ihm das Stück so gut gefiel". Es war zugig in der Loge, und auf einen Blick Marys hin stand Lincoln auf und zog seinen Mantel an. Während des dritten Akts saß Mary an ihn angeschmiegt, das Gesicht zu ihm aufgewendet. Wie sich das wohl für andere ausnahm? dachte sie und sagte leise: „Was wird Miß Harris denken, daß ich mich so an dich anhänge?" (Miß Harris gehörte zu den Gästen in der Loge.) „Gar nichts wird sie denken", erwiderte Lincoln mit einem liebevollen Lächeln. Es waren seine letzten Worte.

Marys Hand lag fest in der seinen, als ein Pistolenschuß krachte, und im nächsten Augenblick sagten ihre Schreckensschreie dem Publikum, was geschehen war. Dann fiel sie in Ohnmacht.

Es war endlich eingetroffen, das Unglück, vor dem sie so lange gebangt hatte. Was folgte, war verworrener Jammer einer vor Schreck und Schmerz Verstörten. In dem Haus gegenüber dem Theater, wo der sterbende Präsident lag, kniete Mary über ihn gebeugt. Sie bedeckte das Gesicht des Bewußtlosen mit Küssen, gab ihm zärtliche Namen, bettelte ihn, sie mit sich zu nehmen.

Die ganze Welt trauerte, als Lincoln starb; aber gleichsam die Quintessenz all dieser Trauer war im Herzen der kranken, gebrochenen Witwe. Auch sie war tödlich verwundet, obwohl es noch qualvoll lange dauern sollte, bis sie sterben konnte. Lincolns Kampf war beendet, sein Schiff war im sicheren Hafen; das ihrige mußte noch immer weiter segeln, in Finsternis und Sturm hinein. Von dem Augenblick seines Todes an hatte sie nur noch einen Wunsch, „an der Seite meines geliebten Mannes zu ruhen".

SIEBZEHN Jahre dauerte es, bis ihr der Wunsch erfüllt wurde, Jahre voll alter und immer neuer Qualen. Nachdem Mary Lincoln, eine matte, schwarzgekleidete Gestalt, an jenem Maitag 1865 zum letzten Male die Stufen des Weißen Hauses hinabgeschritten war, konnte sie sich nicht entschließen, nach Springfield zurückzukehren; sie fürchtete die alten Erinnerungen. Statt dessen ließ sie sich für einige Zeit in Chikago nieder, wo sie sich unseligerweise von aller Welt abschloß und selbst ihre Verwandten und alten Freunde mied. Aber weder Zurückgezogenheit noch Verlassenheit vermochten sie vor übler Nachrede zu schützen — Abraham Lincolns Witwe sollte bis an ihr Lebensende eine Zielscheibe öffentlicher Angriffe sein.

Lincoln hinterließ ein Vermögen von über 110 000 Dollar, wovon an Mary und ihre Söhne je ein Drittel fiel. Und fünf Jahre nach Lincolns Tod bewilligte der Kongreß (mit schmachvoll geringer Mehrheit) seiner Witwe eine Jahresrente von 3000 Dollar. Aber in ihrem erschütterten Gemüt, vom Gedanken an ihre Schulden gehetzt, sah sie sich immer schon in bitterster Not, und diese fixe Idee verführte sie zu unüberlegten Schritten, die die Öffent-

EIN
OLIVIN
ERZEUGNIS
. . . nur
ein Strich
körperfrisch !
Bac-
Stift
Bac-Stift
DM 2.25 in der reizenden Hülse
für die Handtasche

lichkeit weder verstand noch verzieh. Gift in ihren Leidenskelch war es, als Herndon, der als ehemaliger Teilhaber Lincolns jetzt mit einem Male zu Bedeutung gelangt war, überall im Lande zitiert wurde. Sein lang gehegter Haß, dem er mit seinen an den Haaren herbeigezogenen Behauptungen von Lincolns „unglücklicher Ehe" und seiner „Romanze" mit Ann Rutledge Luft machte, fügte Demütigung zu Marys Ängsten und Schmerzen.

Als ihr Gatte ihr genommen wurde, hatte Tad seiner Mutter tröstend beigestanden. Er war unterdessen zu einem großen, hübschen Burschen von achtzehn Jahren herangewachsen, der sich gut darauf verstand, ihr verstörtes Gemüt immer wieder zu beschwichtigen. Aber im Mai 1871 wurde er krank, und in der zweiten Juliwoche starb er. Zum vierten Male in ihrem Leben brach sie nieder vor Schmerz über einen unwiederbringlichen Verlust. Nun hatte sie nur noch Robert, der ihr aber nie sehr nahegestanden hatte.

Vier Jahre später erreichte ihre Tragödie den Höhepunkt, als Robert verzweifelt über ihre Kaufsucht durch die sie ihr Vermögen verzet telte, einen Antrag auf Untersuchung ihres Geisteszustandes stellte. Au Gerichtsbeschluß wurde sie in ein Irrenanstalt überführt.

Ein Jahr später wurde der Be schluß aufgehoben. Den Rest ihre Lebenszeit verbrachte sie meist i Europa, allein mit ihren Erinne rungen und ihrem schwärenden Groll Als sie schließlich doch nach Spring field zurückkehrte — in das Haus de Edwards, das sie vor vierzig Jahre als Lincolns Braut verlassen hatte — bestand ihr Leben nur noch darin bei geschlossenen Vorhängen in einem Rollstuhl zu sitzen. Am 16. Juli 188 starb sie; sie wurde neben ihren Gatten beigesetzt.

„Erst wenn ich wieder an *seine* Seite ruhe, werde ich getröstet sein" hatte sie gesagt, „aber das Warten is so lang." Die Leidensjahre waren vorüber. Mary Lincoln hatte ihre Frieden gefunden.

Deutsch von Hans Reisiger

Antworten zu „Haben Sie damals auch gefehlt?"

(siehe Seite 44)

Ecuador, 5; Kolumbien, 12; Brasilien, 11; Paraguay, 4; Argentinien, 13; Peru, 10; Chile, 2; Bolivien, 6. (Die nicht im Test aufgeführten Länder sind: Französisch-Guayana, 1; Britisch-Guayana, 3; Niederländisch-Guayana, 7; Venezuela, 8; Uruguay, 9.)